

Romanische Sprachgeschichte Histoire linguistique de la Romania

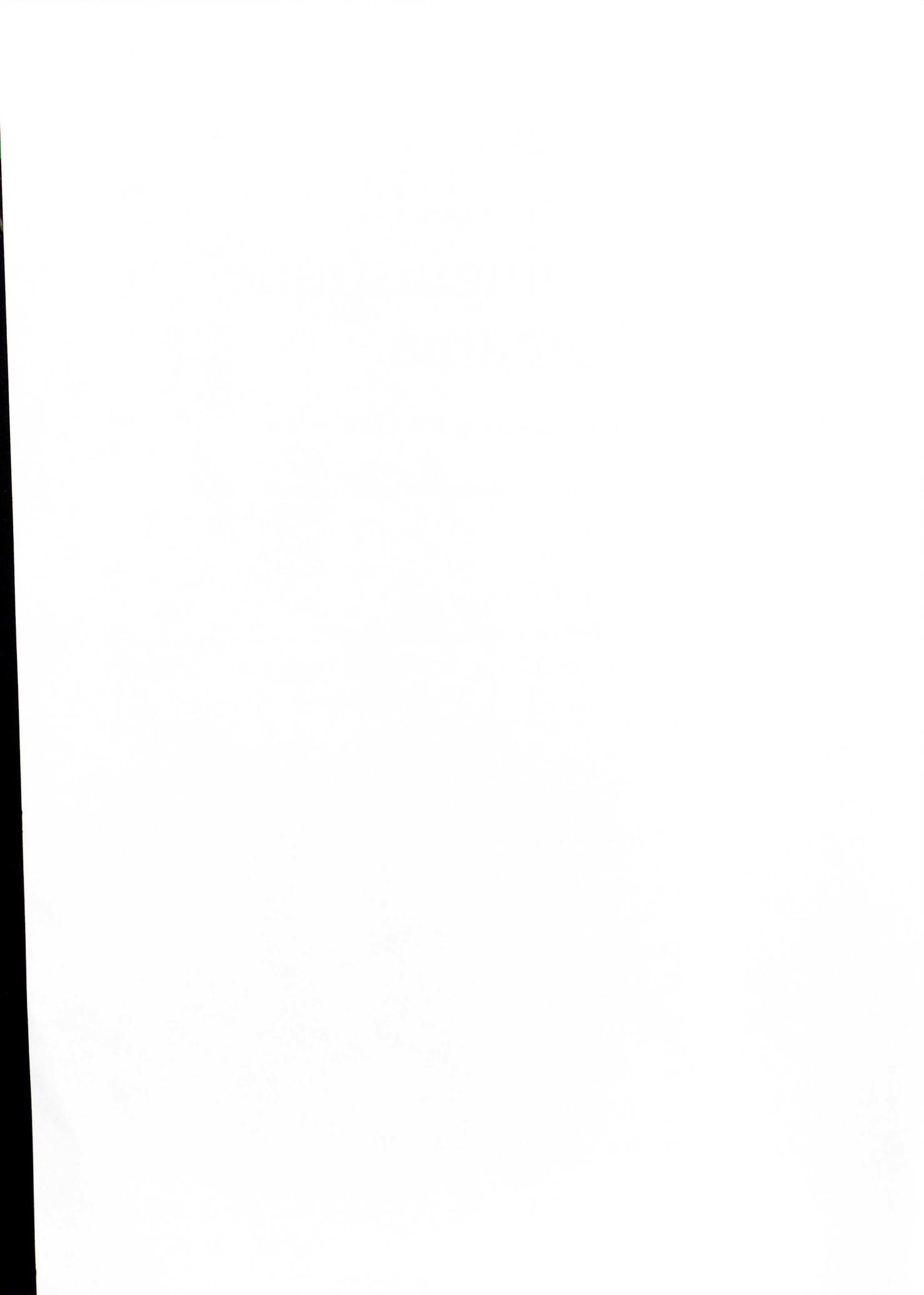
Ein internationales Handbuch zur Geschichte
der romanischen Sprachen
Manuel international d'histoire linguistique
de la Romania

Herausgegeben von / Edité par
Gerhard Ernst · Martin-Dietrich Gleßgen
Christian Schmitt · Wolfgang Schweickard

2. Teilband / Tome 2

Sonderdruck / Tirage à part

Walter de Gruyter · Berlin · New York



- , *Introduzione all'approccio relativistico*, LPr 2 (1996), 87–107.
- , *La ripartizione areale delle lingue romanze*, in: LRL 7 (1998), 873–892.
- Müller, Bodo, *Das Französische der Gegenwart. Varietäten – Strukturen – Tendenzen*, Heidelberg, 1975.
- Noailly, Michèle, *Le substantif épithète*, Paris, 1990.
- Olschki, Leonardo, *Geschichte der neusprachlichen wissenschaftlichen Literatur*, vol. 1: *Die Literatur der Technik und der angewandten Wissenschaften vom Mittelalter bis zur Renaissance in Italien*, Heidelberg, 1918 (vol. 2–3, 1922/27).
- Platen, Christoph, 'Ökonomie'. *Zur Produktnamen-Linguistik im Europäischen Binnenmarkt*, Tübingen, 1997.
- Rychner, J., *Observations sur la traduction de Tite-Live par Pierre Bersuire*, JSav (1963), 242–267.
- Salviati, Leonardo, *Degli avvertimenti della lingua sopra'l Decamerone*, 2 vol., Venezia / Firenze, 1584–86.
- Sanders, Carol, *Register and Genre in French and English: Notes towards contrastive research*, in: Coleman, James A. / Crawshaw, Robert, *Discourse variety in contemporary French: Descriptive and Pedagogical Approaches*, London, 1994, 87–105.
- Schalk, Fritz, *Studien zur französischen Aufklärung*, Frankfurt a. M., ²1977.
- Schlieben-Lange, Brigitte / Kreuzer, Helmut, *Probleme und Perspektiven der Fachsprachen- und Fachliteraturforschung. Zur Einleitung*, LiLi 51/52 (1983), 7–26.
- Schmidt, Wilhelm, *Charakter und gesellschaftliche Bedeutung der Fachsprachen*, Sprachpflege 18 (1969), 10–21.
- Schmitt, Christian, *A propos de l'eupérisation des langues romanes*, in: ACILPR XXII/6 (2000), 457–465.
- Segre, Cesare, *Jean de Meun e Bono Giamboni, traduttori di Vegezio*, in: id., *Lingua, stile e società*, Milano, 1963, 271–300.
- Serianni, Luca, *Introduzione alla lingua poetica italiana*, Roma, 2001.
- Solèr, Clau, *Sprachwandel und Sprachwechsel bei ausgeglichenem Bilinguismus*, in: Viereck, Wolfgang (ed.), *Soziolinguistische Variation*, Stuttgart, 1995, vol. 4, 263–275.
- Söll, Ludwig, *Die Krise der französischen Sprache – Realität oder Illusion?*, STZ 32 (1969), 345–357.
- , *Gesprochenes und geschriebenes Französisch*, Berlin, ³1985 (¹1974).
- Spillner, Bernd, *Style and Register*, in: HSK 3/1 (1987), 273–285.
- Stackelberg, Jürgen von, *Diderot. Eine Einführung*, München, 1983.
- Steinwachs, Burkhard, *Epistemologie und Kunst-historie. Zum Verhältnis von 'arts et sciences' im aufklärerischen und positivistischen Enzyklopädis-mus*, in: Cerquiglini, Bernard / Gumbrecht, Hans Ulrich (eds.), *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*, Frankfurt a. M., 1983, 73–110.
- Stempel, Wolf-Dieter, *Notizen zu Nicolas d'Ores-mes Spracharbeit*, in: id. / Stierle, Karlheinz (eds.), *Die Pluralität der Welten. Aspekte der Renaissance in der Romania*, München, 1987, 11–37.
- Stourdézé, Colette, *Les niveaux de langue*, in: Re-boullet, André (ed.), *Guide pédagogique pour le professeur de français langue étrangère*, Paris, 1971, 37–44.
- Strosetzki, Christoph, *Konversation. Ein Kapitel gesellschaftlicher und literarischer Pragmatik im Frankreich des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M., 1978.
- Thérive, André, *Querelles de langage*, Paris, vol. 2, 1933.
- Weinreich, Uriel, *Is a Structural Dialectology possible?*, Word 10 (1954), 388–400.
- Weinrich, Harald, *Die clarté der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen*, ZrP 77 (1961), 528–544.
- Wilde, Ursula, *Fachsprachliche syntaktische Strukturen in der französischen Anzeigenwerbung*, Frankfurt a. M., 1994.

Werner Forner, Siegen

171. Die Anfänge der Überlieferung der romanischen Sprachen: Quellentypen und Verschriftungsprinzipien Les premiers documents en langues romanes: types de sources et principes d'écriture

1. Theoretische und methodologische Vorüberlegungen
2. Aufgaben und Möglichkeiten einer Quellentypologie
3. Die mittelalterliche Verschriftlichung der romanischen Sprachen
4. Die erste Phase der Verschriftlichung: Mehrsprachige Texte
5. Die Institutionalisierung der volkssprachlichen Schriftlichkeit: Kulturräume und Diskurstraditionen
6. Prinzipien der Verschriftung / Verschriftlichung
7. Literatur

1. Theoretische und methodologische Vorüberlegungen

Wenn man die Anfänge der schriftlichen Überlieferung der romanischen Sprachen im Mittelalter untersucht, muss man sich einer Sache bewusst sein: Wie so häufig bei der Untersuchung historischer Prozesse steht die Perspektive, die der moderne Wissenschaftler einnimmt, in einer charakteristischen Spannung zu den geschichtlichen Fakten, die seinen Untersuchungsgegenstand bilden. Wir wissen, wie die sprachliche Entwicklung weitergegangen ist (Schlieben-Lange 1983, 33), und wir projizieren aus diesem Wissen einen Entwicklungszusammenhang in die Vergangenheit, der zu den Ergebnissen der Neuzeit, im vorliegenden Falle zu der Existenz der großen romanischen Schrift- bzw. Nationalsprachen, hinführt. Mit dieser – notwendigen, weil überhaupt erst einen Forschungsgegenstand konstituierenden – Rückprojektion ist aber immer auch die Gefahr verbunden, den Abstand zwischen dem rekonstruierten Entwicklungsrahmen und dem historischen Geschehen zu unterschlagen. Im vorliegenden Rahmen können die hier angesprochenen sprachgeschichtstheoretischen Überlegungen nicht ausführlich entwickelt werden. An einigen Phänomenen soll aber kurz gezeigt werden, dass gerade die traditionellen nationalphilologischen Ansätze des 19. Jh. die Gefahr einer anachronistischen und reduktionistischen Sicht der Sprachgeschichte nicht immer gebannt haben. Ihre – im Wesentlichen unausgespro-

chenen und diffusen – Vorstellungen von den Anfängen der romanischen Überlieferung sind in einigen zentralen Punkten revisionsbedürftig.

Dies betrifft vor allem das organisch-evolutionäre Entwicklungsmodell, das in nationalphilologischer Perspektive von der Verschriftlichung der romanischen Sprachen entwickelt wurde. Die Verschriftlichung erscheint dort als autonomer, allein von der sprachlichen Ausgliederung in Gang gesetzter Prozess, gewissermaßen als Begleiterscheinung der sprachlichen 'Reife' der romanischen Idiome (Cerquiglini 1991, 43 ss.). Ein solches Entwicklungsmodell lässt sich aber nicht mehr aufrechterhalten, sobald man die Besonderheit gesellschaftlicher Prozesse in der Summierung und Verflechtung individueller Handlungen zu gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen erkannt hat. Soziokulturelle Prozesse sind auf zwei Ebenen zu analysieren, auf einer Makroebene, die sich aus dem – in der Regel ungesteuerten – Zusammenspiel einzelner Handlungen ergibt, sowie auf einer Mikroebene, auf der die einzelnen (Kommunikations-)Handlungen angesiedelt sind, die die gesellschaftliche Entwicklung konstituieren, ohne notwendigerweise diese Entwicklung zum Ziel zu haben (zur Trennung von Makro- und Mikroebene und zu den Prozessen der 'unsichtbaren Hand' cf. Keller ²1994).

Die systematische Trennung von Makro- und Mikroebene hat mehrere entscheidende Konsequenzen für die Analyse der mittelalterlichen Überlieferung. Mit ihr entfällt beispielsweise die Vorstellung, die Verschriftlichung der romanischen Sprachen sei eine notwendige Konsequenz der sprachlichen Entwicklung, da individuelle Handlungen als Ausgangspunkt gesellschaftlicher Prozesse sichtbar werden. Bereits die Tatsache, dass die wenigen überlieferten volkssprachlichen Dokumente aus dem 9.–11. Jh. nur einen verschwindend geringen Teil der überlieferten (lateinischen, griechischen, hebräischen etc.) Schriftproduktion ausmachen und dass erst ab der Mitte des 12. Jh., d.h. dreieinhalb Jahrhunderte nach der sprachlichen Ablösung vom Latein, stabile und kontinuierliche

Traditionen romanischer Schriftlichkeit einsetzen, zeigt ja zur Genüge, dass die Verschriftlichung nicht kausal determiniert ist. Sie setzt vielmehr seitens der Autoren der Dokumente einen – final bestimmten – Willen zum schriftlichen Gebrauch der Volkssprache voraus und, im Falle der Institutionalisierung der neuen volkssprachlichen Schriftlichkeit, den Willen dazu, diese Praxis auch weiterhin aufrechtzuerhalten (Petrucci 1993, 42ss.).

Außerdem muss sich die Frage nach der Kontinuität und der internen Dynamik des Verschriftlichungsprozesses stellen. Die häufig in Bezug auf das Auftreten der ersten Dokumente verwendete Geburtsmetaphorik suggeriert einen Prozess, der, einmal in Gang gesetzt, gleichmäßig und stetig weiterläuft. Die Rückbindung an das final bestimmte Wollen der historischen Akteure macht aber deutlich, dass dies keineswegs der Fall sein muss – und oft auch nicht der Fall war (cf. etwa Liver 1993, 181s.; Selig 1996a, 16). Die Verschriftlichung ist, wie alle kulturellen Prozesse, komplex, dauert lange, ist umkehrbar bzw. kann abbrechen und ist – zumindest im Mittelalter – keinesfalls plangeleitet, sondern ergibt sich ungesteuert aus Interaktionsstrukturen, deren Ergebnisse für keinen der Beteiligten feststehen können. Eine Rekonstruktion dieses historischen Prozesses darf diese Dynamik und Offenheit nicht unterschlagen, sie muss, wenn von den historischen Fakten gefordert, Polygenese, Diskontinuität, Entwicklungsbrüche ansetzen und kann diese nicht von vornherein, zugunsten einer falsch verstandenen Kontinuität und Zielgerichtetheit, ausschließen.

V.a. aber in Hinsicht auf die Interpretation der ersten Dokumente der romanischen Sprachen führt die Trennung von Makro- und Mikroebene zu einer grundlegenden Revision der organisch-evolutionären Vorstellungen. Eine Sichtweise, die die Verschriftlichung als sprachimmanenten, autonomen Prozess begreift, verstellt systematisch den Blick darauf, was die ersten Texte wirklich sind (Zumthor 1960, 5ss.). Denn die überlieferten Dokumente sind, bevor sie in der Retrospektive als bloße 'Etappen' einer übergeordneten soziokulturellen Entwicklung eingeordnet werden, individuelle kommunikative Akte, die in einem bestimmten lebensweltlichen Zusammenhang stehen, der nicht identisch ist mit dem, in den sie in der sprachgeschichtlichen Perspektivierung

gestellt werden. Die überlieferten Dokumente sind in der 'Innensicht' der beteiligten historischen Akteure nichts anderes als schriftliche Kommunikationshandlungen, lebensweltlich relevante schriftliche Texte, mit denen diese Akteure unter bestimmten kommunikativen Bedingungen mit bestimmten Zielsetzungen miteinander kommuniziert haben. Ihre Kommunikationshandlungen sind dabei dadurch von anderen kontemporären schriftlichen Kommunikationshandlungen unterschieden, dass die Akteure anstelle der traditionellen Schriftsprache die Volkssprache gewählt haben, weil deren Verwendung in dem betreffenden kommunikativen Kontext möglich, sinnvoll, notwendig war. Die sprachliche Form, die diese Dokumente für uns so interessant macht, ist aber nur einer ihrer Aspekte – und sicherlich nicht der, der lebensweltlich am relevantesten ist.

Fragen nach dem Warum der ersten Aufzeichnungen der romanischen Sprachen können daher nur beantwortet werden, wenn man sie im Rahmen der rekonstruierten ursprünglichen Kommunikationshandlung betrachtet. Man muss versuchen, sich so weit wie möglich der 'Innensicht' der beteiligten historischen Akteure zu nähern, auch wenn diese Annäherung notwendig fragmentarisch und spekulativ ist. Nur eine Vorgehensweise, die sich des historischen Abstands zwischen den Kategorien der Analyse und den Kategorien des Analysierten bewusst ist, nur eine Analyse, die die überlieferten Manuskripte als schriftliche Kommunikationshandlungen ernst nimmt und sie eingebettet in ihrem pragmatischen, soziokulturellen, schriftkulturellen, soziolinguistischen Kontext interpretiert, kann zu einer angemessenen Interpretation der ersten überlieferten Texte führen und die Faktoren, die zur Verschriftlichung dieser Texte geführt haben, eruieren.

Auch die sich daran anschließende 'Hochrechnung' der überlieferten Dokumente in Hinblick auf den durch sie konstituierten Verschriftlichungsprozess muss die historische Dimension ernst nehmen. Auch hier spielt die Rekonstruktion der ökonomischen, politischen, soziolinguistischen, schriftkulturellen Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle. Zusätzlich muss sich die Frage nach den möglichen Auswirkungen der einzelnen Verschriftlichungsakte in gesamtgesellschaftlicher Perspektive stellen. Wichtig ist beispielsweise der soziolinguistische Stellenwert der einzelnen Texte und da-

mit die Rolle, die diese für eine Aufwertung der volkssprachlichen Schriftlichkeit spielen können, ebenso die institutionelle und schriftkulturelle Verankerung der Texte bzw. ihr Verbreitungsmodus, vor allem aber die Frage nach den kommunikativen Netzwerken, in denen sie eingebettet sind und in denen sich die Innovation verbreiten kann. Die konsequente 'Historisierung' der Analyse-kategorien muss dabei oberstes Ziel sein, und es dürfen nur die regionalen und sozialen Netze ins Auge gefasst werden, die in der mittelalterlichen Lebenswirklichkeit ein Fundament finden.

2. Aufgaben und Möglichkeiten einer Quellentypologie

Es stellt sich nun die Frage, welchen Analyse- und Beschreibungsrahmen man für die Anfänge der romanischen Überlieferung wählen soll. Es dürfte nach den bisherigen Präzisierungen klar sein, dass ein Zugang, der die von den zukünftigen romanischen Nationalsprachen abgegrenzten geographischen Räume zum Bezugspunkt seiner Rekonstruktion macht, große Gefahren birgt. Die darin implizierten sprachlichen und kulturellen Grenzziehungen gibt es im Mittelalter noch nicht; eine einfache Rückprojizierung ist schlichtweg ein Anachronismus (cf. Koch 1993, 40). Der nationalsprachliche Zugang muss daher, so nahe liegend er auch sein mag, mit äußerster Behutsamkeit und allenfalls als von außen herangezogenes Mittel der Begrenzung und Ordnung der Datenbasis gehandhabt werden. Weitaus sinnvoller, weil den lebensweltlichen Kategorien des Mittelalters entsprechend, sind aber beispielsweise kleinteilige, regionale Beschreibungsrahmen (Städte, Wirtschaftsregionen, Grafschaften, Königshöfe etc.), vorausgesetzt, der gewählte Rahmen bleibt flexibel und kann, etwa wenn es um den Einfluss überregionaler literarischer Traditionen geht, seien sie mündlich (Trobadorlyrik, *Chanson de geste* etc.) oder schriftlich (*Roman de la Rose*, *Divina Commedia* etc.), jederzeit erweitert werden.

Einen anderen Zugang zu den Anfängen der mittelalterlichen Überlieferung wählen die Ansätze, die sprachliche oder regionale Grenzziehungen zugunsten eines texttypologisch orientierten Beschreibungsrahmens aufgeben und einen gesamtromanisch orientierten Beschreibungsrahmen anvisieren. Hinter einer solchen Wahl steht die Beobach-

tung, dass kommunikatives Handeln nicht einheitlich ist, sondern in Abhängigkeit von unterschiedlichen Bedingungen und Zielen variiert. Auch – und gerade – die Sprachwahl wird durch diese pragmatischen Faktoren beeinflusst. Dabei lässt sich feststellen, dass man in den verschiedenen Regionen der Romania in vergleichbaren kommunikativen Situationen ähnlich sprachlich handelte und statt der traditionellen Schriftsprache (Latein, Griechisch, Arabisch) die Volkssprache als Medium der schriftlichen Kommunikation wählte.

Der Vergleich der bisher vorgeschlagenen texttypologischen Interpretationen der mittelalterlichen romanischen Überlieferung (Frank / Hartmann 1997; Frank-Job 1998; Koch 1993; Lüdtkke 1964; Petrucci 1993, 49ss.; Renzi 1985, 239ss.) sowie die Diskussion in der synchronen Textlinguistik (cf. etwa Tophinke 1999, 17ss.) zeigen, dass dabei unterschiedliche Vorgehensweisen vorgeschlagen werden. Zum einen ist ein analytisches Vorgehen denkbar, das Texte nach gemeinsamen kommunikativ-pragmatischen Merkmalen in Klassen einordnet. Es ist ein aus der 'Außersicht' des Betrachters konzipiertes Vorgehen, das versucht, in den Klassifikationsmerkmalen die Faktoren offenzulegen, die das Texthandeln und insbes. die Sprachwahl beeinflusst haben könnten. Derartige Klassifizierungen der frühen romanischen Texte schlagen Lüdtkke (1964; cf. außerdem die Präzisierungen von Wunderli 1965) und Koch (1993) vor. Sie stellen kommunikative («Vorlesen» und «Protokollieren»; Lüdtkke 1964, 391; Koch 1993, 45ss.; 49ss.) bzw. konzeptionelle Konstellationen («listenartige Texte» und «sprachliche Spannungen und Kontraste», Koch 1993, 47ss.; 54ss.) in den Vordergrund, die die Verschriftlichung des Romanischen ausgelöst haben (cf. hier auch Frank-Job 1998, die den Stellenwert der Texte im Verschriftlichungsprozess und ihre Verankerung im kommunikativen / kollektiven Gedächtnis als Ausgangspunkt ihrer Typologie wählt und zwischen (a) «Verschriftung romanischer Nähesprache» – ohne weitreichende Konsequenzen für die Verschriftlichung, (b) «Konzeptionell neutrale[n] Text[en] des kommunikativen Gedächtnisses: Zweck-schrifttum» und (c) «Distanzsprachliche[n] Texte[n] des kulturellen Gedächtnisses» unterscheidet).

Andere Typologisierungsvorschläge gehen darauf zurück, dass die oben angespro-

chene Variation der kommunikativ-pragmatischen Bedingungen und des Texthandelns nicht vollständig offen ist, sondern sich zu den Phänomenen stabilisiert, die man – mit jeweils unterschiedlicher Perspektivierung, aber mit weitgehend gleicher Zielsetzung – mit den Begriffen *Texttypen*, *Textsorten*, *Gattungen* bzw. *Diskurstraditionen* erfassen kann (cf. etwa Luckmann 1997; Oesterreicher 1997; Raible 1980; Tophinke 1999). Dies sind «kulturelle Formen, die kommunikative Prozesse innerhalb einer Gemeinschaft strukturieren und zur sozialen Sinnbildung beitragen» (Frank / Hays / Tophinke 1997, 7), historische, d.h. wandelbare Modelle, in denen sich bestimmte formale und inhaltlich-funktionale Momente der Textgestaltung und bestimmte Ausprägungen kommunikativ-situativer Bedingungen zu Musterkomplexen verfestigen, die die sprachliche Produktion und Rezeption steuern. An derartigen Textsorten / Diskurstraditionen ist beispielsweise der *Inventaire systématique des premiers documents des langues romanes* (Frank / Hartmann 1997) orientiert. Auch Renzi schlägt eine auf «Gattungen» («generi» 1985, 239) basierte Typologie vor und ordnet die ersten Dokumente nach den Gattungen bzw. den Bereichen «Predigt», «Hagiographie», «pragmatische Schriftlichkeit» und «Lyrik, Epik» (ib., 240; cf. außerdem die an «Schriftträumen» orientierte und systematisch auch die Überlieferung der Texte miteinbeziehende Typologie von Petrucci 1993, 48ss.). Die genannten Typologien gehen in aller Regel metahistorisch vor, d.h. sie legen ihren Analysen neuzeitliche Konzepte von Diskurstraditionen zugrunde. Dies ist deshalb zu betonen, weil die Rekonstruktion der 'Innensicht' der historischen Akteure zeigt, dass die mittelalterlichen Konzeptualisierungen durchaus eigenständig sind und beispielsweise viele der neuzeitlichen Gattungsdifferenzierungen im Bereich der literarischen Produktion im Mittelalter noch nicht gemacht werden (Frank-Job 1998).

Zu betonen ist, dass beide Vorgehensweisen – die analytische und die an Textsorten / Diskurstraditionen orientierte – ihre Berechtigung haben und sinnvoll bei der Analyse der ersten romanischen Dokumente eingesetzt werden können. Eine genauere Betrachtung des Verlaufs der mittelalterlichen Verschriftlichung der romanischen Sprachen zeigt sogar, dass die beiden Ansätze komplementär eingesetzt werden können.

3. Die mittelalterliche Verschriftlichung der romanischen Sprachen

Die Anfänge der mittelalterlichen Überlieferung der romanischen Sprachen sind bekanntlich wenig spektakulär. Aus den drei Jahrhunderten von der Entstehung des *Indovinello Veronese* (Ende 8. / Anfang 9. Jh. bzw. 730–750; cf. Frank / Hartmann 1997, vol. 2, 125) bis zur Mitte des 12. Jh. sind uns Eidesformeln, Federproben, Wortlisten, kursorische Inventare, Predigtnotizen oder kurze hagiographische Gedichte überliefert, d.h. Texte von beschränktem Umfang und geringer kommunikativer Reichweite, deren Überlieferung nicht selten dem Zufall zu verdanken ist. Diese Bestandsaufnahme ist enttäuschend, wenn man an die Anfänge der romanischen Schriftlichkeit mit der Erwartung herangeht, in den ersten überlieferten Texten immer feierliche «Geburtsurkunden» («atti di nascita») der jeweiligen romanischen Nationalsprachen zu finden und statt dessen allenfalls einfache «Lebenszeichen» («certificati di vita») des Romanischen erhält (Folena 1973, 484). Aber die fehlende 'Monumentalität' ist keineswegs eine kontingente Eigenschaft der ersten Dokumente. Die scheinbare Banalität der frühen Texte, die v.a. im Vergleich mit den ersten altkirchenslavischen, altenglischen, althochdeutschen Texten auffällt, verweist auf die besondere soziolinguistische Situation der romanischen Volkssprachen. Die slavischen und germanischen Sprachen treten der in der Schriftlichkeit dominierenden lateinischen bzw. griechischen Sprache als selbstständige Idiome gegenüber, deren Eigenständigkeit allein durch die sprachstrukturellen Gegebenheiten, aber v.a. durch ihre je eigene Geschichte sichergestellt ist. Die romanischen Sprachen entwickeln sich dagegen innerhalb des lateinischen Diasystems dadurch, dass diatopisch markierte und diastatisch und diaphasisch niedrig eingestufte Varietäten langsam den Status eigenständiger Idiome gewinnen (Selig 1992, 1ss.). Über den Zeitpunkt des endgültigen Aufbrechens des lateinischen Varietätenraums und der endgültigen Ausgliederung der romanischen Sprachen gibt es zahlreiche, sehr kontroverse Hypothesen, ebenso über die Frage, ob die Periode des Übergangs etwa als Diglossiesituation beschreibbar ist (→ Art. 51). Ohne diese Fragen hier beantworten zu wollen, ist es für die Beurteilung der ersten schriftlichen Dokumente dennoch wichtig

festzuhalten, dass der Verschriftlichungsprozess nicht an eine vorgängige, bereits abgeschlossene Individuierung der einzelnen romanischen Sprachen, ja noch nicht einmal an eine endgültige Herauslösung des Romanischen aus dem lateinischen Varietätenraum anschließt – dies zeigen zur Genüge etwa die weiterhin wenig festgelegten Sprachnamen (→ Art. 13–16), die Tatsache, dass auch nach dem Auftreten der ersten romanischen Dokumente die *rustica romana lingua* teilweise weiterhin als Varietät des Lateinischen angesehen wird (Uytfanghe 1991), schließlich der mehrere Jahrhunderte dauernde Prozess der Emanzipation der romanischen Sprachen vom Lateinischen (Berschlin / Felixberger / Goebel 1978, 190 ss.). Die Verschriftlichung ist vielmehr in diese Entwicklungsdynamik eingebunden: Sie setzt in einer spannungsgeladenen, aber im Wesentlichen noch offenen Phase ein, und sie treibt den Ablöseprozess voran, indem sie die Eigenständigkeit oder auch nur das Wahrnehmen der Eigenständigkeit des Romanischen bzw. der einzelnen romanischen Varietäten vertieft, indem sie Normalisierungsprozesse wie etwa die Entwicklung regionaler Schreibtraditionen vorantreibt, indem sie schließlich wesentlich an der Neuordnung des romanischen Sprachraumes und der Herausbildung der romanischen Nationalsprachen beteiligt ist (Koch / Oesterreicher 1990, 127 ss.; Selig 1997, 208 ss.; cf. auch Petrucci 1993, 42 ss.).

Neben der fehlenden 'Monumentalität' mag auch die Heterogenität der frühen romanischen Dokumente Anlass zur Enttäuschung geben. Wie die oben skizzierte Liste zeigt, lassen die ersten Zeugnisse kaum einen Zusammenhang untereinander erkennen, sie scheinen eher eine zufällige Ansammlung von Texten aus den verschiedensten Bereichen und mit den verschiedensten Funktionen zu sein (cf. Folena 1973, 483). Aber wiederum ist diese Heterogenität, ebenso wie die große zeitliche und geographische Streuung der Belege, nicht zufällig. In diesen Phänomenen werden vielmehr zentrale Merkmale der frühen Perioden der romanischen Schriftlichkeit sichtbar. Dies zeigt sich, sobald man systematisch die lange Zeitdauer, über die sich die Verschriftlichung erstreckt, in die Betrachtung einbezieht.

Die Herausbildung stabiler Kontexte für den Gebrauch der romanischen Sprachen in der Schrift beginnt – keineswegs zufällig –

erst mit der Mitte des 12. Jh., als sich der Gebrauch der Schrift in der mittelalterlichen Gesellschaft intensiviert und nunmehr auch nichtklerikale Kreise das graphische Medium verstärkt nutzen (Martin 1988, 133 ss.). Ab dieser Zeit lassen sich gefestigte Traditionen einer romanischen Schriftlichkeit beobachten: zunächst nur in einigen Gebieten, etwa im anglonormannischen und nordfranzösischen Raum (Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 62 s.) oder im okzitanischen, katalanischen und sardischen Raum, in dem sehr früh eine volkssprachliche Urkundenschriftlichkeit zu beobachten ist (ib., vol. 4, 349 ss.; vol. 5, 69 ss.), mit Beginn des 13. Jh. dann auch in den übrigen Gebieten der Romania, wo sich – mit den bekannten Ausnahmen des rätoromanischen und rumänischen Raumes, deren Verschriftlichung deshalb auch gesondert zu diskutieren ist – Traditionen einer literarischen, rechtlichen, kaufmännischen Schriftlichkeit herausbilden (ib., vol. 1, 62 ss.).

Die vorangehende erste Phase von 800 bis 1150 ist dagegen dadurch gekennzeichnet, dass die Überlieferung für mehrere Jahrhunderte sporadisch und unregelmäßig ist und nur in einzelnen Bereichen Ansätze einer kontinuierlichen Verwendung der Volkssprache erkennbar sind (Frank / Hartmann 1993, 31 s.). Sichtbar wird dies bereits durch einen rein quantitativen Vergleich der beiden Verschriftlichungsphasen: Im *Inventaire* sind für die zweite Periode, von 1150 bis 1250, 2.191 Dokumente aufgelistet, aus der Zeit von den Anfängen bis 1150 stammen dagegen nur 156 Belege, also nur 6,5% des Gesamtbestandes des *Inventaire* (Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 311 s.; der prozentuale Anteil der ersten Verschriftlichungsphase würde noch geringer sein, wenn im *Inventaire* das romanische Urkundenkorpus bis 1250 vollständig berücksichtigt worden wäre; cf. ib., vol. 1, 59). Bereits diese natürlich nur als Annäherung zu verstehende quantitative Auswertung verweist darauf, dass sich der Entwicklungsrhythmus im Laufe des Verschriftlichungsprozesses wesentlich geändert hat.

Zweifellos muss man bei allen Aussagen über die frühen Perioden romanischer Schriftlichkeit die Zufälligkeit und Willkür der Überlieferung berücksichtigen. Insofern kann jede Verallgemeinerung gerade für die frühen Jahrhunderte auf der Basis der wenigen bisher bekannten Dokumente nur eine vorläufige Hypothese sein, die durch neue

Funde jederzeit umgestoßen werden kann. Dennoch spricht vieles für eine relative Ähnlichkeit der historischen Situation und der Überlieferungslage, da sich auch die sprachlichen und textuellen Charakteristiken der ersten Texte in die soziolinguistische und schriftkulturelle Situation dieser Jahrhunderte einfügen. Die angesprochene Heterogenität und Zufälligkeit der Texte lässt sich damit in Verbindung bringen, dass der Gebrauch der Schrift – ganz allgemein – im 8.–11. Jh. äußerst sporadisch war und dass die Schriftkultur weiterhin ausschließlich klerikal und damit lateinisch geprägt war. Die Volkssprachen hatten daher noch keinen eindeutigen, für sie typischen Platz gefunden und fanden, v. a. im Bereich der für den Wiedergebrauch bestimmten Texte, nur in Ausnahmefällen Aufnahme in den Bereich der schriftlichen Kommunikation (Petrucci 1993, 28ss.). In diesem Sinne sind die ersten Dokumente der romanischen Sprachen Reflexe einer Phase des Experimentierens, in der die Autoren / Schreiber gewissermaßen ohne Vorbild, nach den Maßgaben ihrer spezifischen kommunikativen Situation ihre Sprachwahl treffen. Diese Initiativen manifestieren – in einer individuellen, lokal und zeitlich begrenzten Perspektive – einen entscheidenden «Bruch» («discontinuità») zur bisherigen Schriftpraxis. Aber erst in der zweiten Phase verdichten sie sich zu einer gesamtgesellschaftlichen «kulturellen Revolution» («rivoluzione culturale») (ib., 44), dann nämlich, wenn sich die Initiativen – im Anschluss an entscheidende kulturelle und soziale Veränderungen der mittelalterlichen Gesellschaft – zu stabilen kulturellen Traditionen verknüpfen.

Nun gilt der Ausnahmestatus generell für jede kulturelle Innovation, da alles Neue, bevor es sich endgültig etabliert, immer auch das Seltener und Abweichendere ist. Dennoch stellt sich die Frage, ob nicht den deutlich unterschiedlichen Entwicklungsrhythmen zwischen 750–1150 und 1150–1250 noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden muss. Zu bedenken ist dabei, dass Verschriftlichungsinitiativen zwei unterschiedliche Ausprägungen haben können. In ihnen können sich zum einen bereits die Faktoren manifestieren, die langfristig zu einer Umkehrung der schriftkulturellen und soziolinguistischen Verhältnisse führen; sie können sich zum anderen aber auch in die bestehenden schriftkulturellen Strukturen einpassen und keine Anstöße zur Weiterentwicklung

geben. Die unterschiedlichen Entwicklungsrhythmen der beiden Phasen der romanischen Verschriftlichung könnten also damit zusammenhängen, dass in den ersten Jahrhunderten ein 'konservativer' Verschriftlichungstypus vorliegt, der die bestehende Dominanz der lateinischen (griechischen, arabischen) Schriftlichkeit nicht in Frage stellt und die volkssprachliche Schriftlichkeit weiterhin nur als Ausnahme handhabt, ab der Mitte des 12. Jh. dagegen eine eindeutig 'innovatorische' Verschriftlichung der Volkssprache beginnt, die die bestehenden schriftkulturellen Strukturen verändert bzw. auf deren Veränderungen aufbaut (cf. hier auch Frank-Job 1998).

4. Die erste Phase der Verschriftlichung: Mehrsprachige Texte

Für die Überprüfung der gerade formulierten Hypothese reicht eine ausschließliche Konzentration auf die diskurstraditionelle Einbettung der einzelnen Dokumente nicht aus, ja ist manchmal sogar irreführend. Dies hängt damit zusammen, dass für die Klärung des Verhältnisses zwischen traditioneller und volkssprachlicher Schriftlichkeit eine Reihe von Daten relevant sind, die gerade nicht zu den die Diskurstradition charakterisierenden gehören, sondern dazu querliegende Dimensionen betreffen (cf. hier auch Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 65; 59ss.).

Die Frage, ob ein 'konservativer' Verschriftlichungstyp vorliegt, kann zunächst über die Analyse der Entstehung, Überlieferung und Aufbewahrung der romanischen Dokumente geklärt werden (ib., vol. 1, 63; Petrucci 1993, 28s.). Hier fällt auf, dass fast alle frühen Manuskripte – im Unterschied zu den späteren – in kirchlichen Institutionen geschrieben werden. Einzige Ausnahmen sind die okzitanischen, katalanischen und sardischen Urkunden, die in fürstlichen Kanzleien entstanden sind; allerdings wurden diese aller Wahrscheinlichkeit nach von Klerikern geführt. Außerdem ist die Überlieferung der frühen Dokumente in aller Regel an die lateinischen Texte gebunden. Beispielsweise sind die romanischen Passagen nachträglich auf nicht beschriebene Seiten eines ansonsten lateinischen Codex eingetragen (Eulaliasequenz, *Nodicia de kesos* etc.), sind als Interlinearversionen (Einsiedler Interlinearversion, Glossen etc.) oder als Zitate (Straßburger Eide, *Formula di confessione umbra* etc.) Teile eines lateinischen

Texte oder sind zufällig und fragmentarisch im Einbandmaterial lateinischer Codices erhalten (Jonasfragment, *Conto navale pisano* etc.) (Petrucci 1993, 29ss.; cf. auch Monfrin 1987, 296ss.). Einen selbständigen Publikationswillen lassen nur einige wenige Inschriften erkennen (Mosaikinschrift von Vercelli etc.), ebenso die Urkunden und – in einem anderen Sinne, da sie in aller Regel zusammen mit anderen lateinischen Texten zu thematisch konsistenten Sammelhandschriften zusammengeordnet sind – paraliturgische Texte wie die *Chanson de Sainte Foy* oder die okzitanische Übersetzung des Johannesevangeliums. V.a. aber die Aufbewahrung der frühen romanischen Manuskripte ist in aller Regel an die traditionellen Institutionen der Schriftkultur, die kirchlichen Einrichtungen, gebunden, ganz einfach deswegen, weil nur diese zu der betreffenden Zeit über Archivierungs- und Aufbewahrungsstrukturen verfügten. (Allerdings zeigt sich hier unter Umständen eine systematische Lücke in der Überlieferung der volkssprachlichen Schriftlichkeit. Belege wie die *Nodicia de kesos* oder der *Conto navale pisano* könnten so interpretiert werden, dass es eine relativ rege volkssprachliche Schriftproduktion im Bereich der pragmatischen 'Verbrauchsschriftlichkeit' gab, die jedoch unwiederbringlich verloren gegangen ist, weil sie von vornherein von der Aufbewahrung ausgeschlossen war; cf. Petrucci 1993, 30ss.)

Noch ein weiteres Phänomen zeigt, dass in den frühen Jahrhunderten die volkssprachliche Schriftlichkeit der lateinischen (griechischen, arabischen) deutlich untergeordnet ist. Überprüft man die Liste der Manuskripte von 760 bis 1150 im *Inventaire* (Frank / Hartmann, 1997) stellt sich heraus, dass eine sehr hohe Zahl davon mehrsprachig ist, nämlich etwa 49 von 156 Dokumenten unter Einbezug der Urkunden bzw. 30 von 40 Dokumenten ohne Urkunden. Mehrsprachige Texte sind dabei in fast allen der in dieser Zeit belegten Diskurstraditionen vertreten (in 16 von 20 Diskurstraditionen). So gibt es neben den Glossen und Glosaren, die immer mehrsprachig sind, mehrsprachige Federproben (*Indovinello veronese*), Bibelübersetzungen (Eadwinpsalter, Montebourgpsalter), mehrsprachige paraliturgische Texte (*Laudes regiae, Alba*), Rituale (*Cérémonial d'épreuve judiciaire, Formula di confessione umbra*) oder Gedichte (*Hilarii versus*), Chroniken (*Historia* von Nithard),

Urkunden (*Placiti campani*, okzitanische und katalanische Feudaleide) usw. Die Streuung hinsichtlich der Diskurstraditionen wird gewissermaßen durch das gemeinsame Merkmal der Mehrsprachigkeit ausbalanciert.

Dabei ist zu bedenken, dass in der Regel in den mehrsprachigen Texten dem Lateinischen, Griechischen, Arabischen ein (qualitativ, aber meistens auch quantitativ) höherer Stellenwert zukommt als der Volkssprache. Die romanischen Varietäten sind noch keine autonomen Mittel der schriftlichen Kommunikation. Ihre Präsenz im graphischen Medium ist vielmehr an die der unmarkierten traditionellen Sprache gebunden. Form und Ausmaß der Dominanz bzw. der Bindung an die traditionelle Schriftsprache variieren dabei in signifikanter Weise und erlauben eine Typisierung, die den jeweiligen Emanzipationsgrad der Volkssprache erkennen lässt. Entscheidend ist hier zum einen das diasystematische Verhältnis der Sprachformen (asymmetrisch bzw. symmetrisch). Ein Text wie die *Inscrizione di San Clemente*, in der die romanische Sprache der Soldaten dem lateinischen Gebet des Heiligen gegenübergestellt ist, oder die *Postilla Amiatina*, in der das Romanische in einem parodistischen Zusatz einer lateinischen Urkunde verwendet wird, unterscheiden sich hinsichtlich des soziolinguistischen Status, den die volkssprachlichen Varietäten erhalten, fundamental beispielsweise von den okzitanischen und katalanischen Feudaleiden, in denen das Romanische in den feierlichen Schwurformeln der lateinischen Urkunde verwendet wird (cf. Selig 1996a, 10ss.). Zum anderen kann der unterschiedliche syntaktisch-textuelle Autonomiegrad der Volkssprache als Indikator für die soziolinguistische Asymmetrie bzw. Symmetrie genommen werden. An den Extrempunkten stehen einerseits 'mischsprachliche' Dokumente wie das Jonasfragment oder die okzitanischen und katalanischen Feudaleide, in denen lateinische und romanische Syntagmen, dicht verschränkt miteinander, den Text des jeweiligen Dokuments bilden, andererseits Dokumente wie die *Sermons limousins*, in denen das Lateinische nur mehr in den zitierten Bibelstellen zu Beginn der Predigten vorkommt. Mittlere Positionen besetzen die Glossen oder Interlineaversionen mit einem unterschiedlich autonomen volkssprachlichen 'Paratext' zu einem lateinischen (hebräischen etc.) Text, ebenso die

Dokumente, in denen die romanischen Passagen relativ selbständige Teile eines anderssprachigen Textes sind, so die volkssprachlichen Refrains in der *Alba*, in den *Hymnes limousins* oder in den *Hilarii versus*, die romanischen Formeln im lateinischen Pönitentiar von Sant'Eutizio (*Formula di confessione umbra*) oder die romanischen Zitate in Nithards Geschichtschronik.

Das Problem des unterschiedlichen textuellen und syntaktischen Autonomiegrades des Romanischen in den frühen mehrsprachigen Texten ist komplexer als es hier ausgeführt werden kann (cf. Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 16ss.). Dies betrifft beispielsweise die Frage, ob nicht ein entscheidender Schritt zur Individuierung der Volkssprache mit dem Übergang von romanischen Syntagmen zu romanischen Teil- oder Paratexten geleistet wurde (ib., 18ss.). V.a. aber die Grenzziehungen 'nach unten', beispielsweise in den noch lateinischen, aber bereits mit vielen Romanismen durchsetzten spanischen Urkunden (Böhmer 1998), sind schwer zu bestimmen. Im vorliegenden Zusammenhang kommt es aber weniger auf die Benennung eindeutiger Trennlinien an, jenseits derer ein Text dann als frühes Dokument des Romanischen zählen kann, als vielmehr darauf, eine mehrsprachige Schreibpraxis aufzuzeigen, die gerade in ihrer Vielfältigkeit und Unbestimmtheit die soziolinguistische Situation der ersten Jahrhunderte der Verschriftlichung widerspiegelt.

Auch hinsichtlich der kommunikativen Funktion der romanischen Passagen, aus der sich die Motive für die Verschriftlichung ableiten lassen, variieren die mehrsprachigen Texte. Zu betonen ist zunächst, dass in aller Regel für die Einbettung in die jeweilige Diskurstradition der Textbestand entscheidend ist, der in der traditionellen Schriftsprache geschrieben ist. Die *Historia* von Nithard bleibt, trotz der zitierten Straßburger Eide, eine lateinische Chronik, die *Placiti* sind lateinische Urkunden, auch wenn sie durch die volkssprachlichen Schwurformeln eindeutig aus dem Rahmen der sonstigen Urkunden herausfallen. Die Faktoren, die zur Abweichung von der sonstigen Schreibpraxis geführt haben, sind deshalb bei den mehrsprachigen Texten, anders als bei den einsprachigen romanischen Chroniken, Urkunden etc. der späteren Jahrhunderte, mit der Zuordnung zu den jeweiligen Diskurstraditionen offensichtlich noch

nicht geklärt. Sie müssen noch genauer in den kommunikativen Motivationen bzw. Möglichkeiten gesucht werden, die die Mehrsprachigkeit im Rahmen des jeweils vorliegenden Texttyps ermöglicht.

Analysiert man diese Motivationen, lässt sich zunächst ein großer Bereich abgrenzen, in dem die Präsenz des Romanischen in der Schrift der Verständlichkeit der Texte dient. Derartige pragmatische Motive für die Aufnahme des Romanischen in das graphische Medium lassen sich beispielsweise in den Glossen, den Interlinearübersetzungen und den Glossaren erkennen, sicher auch in den zitierten rituellen Formeln im Pönitentiar von Sant'Eutizio (*Formula di confessione umbra*) oder in den romanischen Passagen des Jonasfragments. Auf der anderen Seite stehen Texte, in denen die Präsenz des Romanischen durch die rhetorischen bzw. ästhetischen Effekte motiviert ist, die durch das Einführen einer sonst nur im phönischen Medium präsenten Sprachform bzw. durch den Kontrast zwischen traditioneller und abweichender Schriftsprache erreicht werden können. Dazu gehören die Texte, in denen das Romanische mit parodistischer Absicht verwendet wird (*Iscrizione di San Clemente, Postilla amiatina*), die mehrsprachigen Federproben (*Indovinello veronese* etc.), die romanischen Refrains der lateinischen Lieder (*Alba, Hymnes limousins, Hilarii versus*), aber auch die *Historia* von Nithard, in denen die volkssprachlichen Eidesformeln, die durch ihre Zitierung im narrativen Kontext ja ihre rechtliche Funktion verlieren, mit einer politischen bzw. historiographischen Zielsetzung eingesetzt werden (Selig 1993b, 100ss.). In diesem Zusammenhang kann man darauf verweisen, dass auch bei den *Placiti campani* und den okzitanischen und katalanischen Feudaleiden eine rein pragmatische Herleitung der romanischen Passagen nicht unproblematisch ist. Denn ausgerechnet die Passagen werden romanisch wiedergegeben, die formelhaft sind und maximal erwartbare Information enthalten, während die individuellen Details der Rechtshandlungen lateinisch verschriftet sind (Petrucci 1993, 18ss.; Selig 1996a, 13). Vielleicht lässt sich auch hier eine rhetorische Zielsetzung, etwa die Konnotation der mündlichen Zeremonie noch in der schriftlichen Aufzeichnung, erkennen.

Wir können abschließend zusammenfassen, dass die Konzentration auf eine Reihe von kommunikativ-pragmatischen Aspek-

ten wie Entstehungs-, Überlieferungs- und Aufbewahrungskontexte sowie Mehrsprachigkeit die Besonderheit der Überlieferung der frühen Jahrhunderte aufzeigen kann: Die Präsenz der Volkssprache im graphischen Medium bleibt für lange Zeit die Ausnahme und stellt nur eine Abweichung von einer weiterhin dominant lateinischen (griechischen, arabischen) Praxis dar. V.a. in den – quantitativ in der Überlieferung dominierenden – mehrsprachigen Texten kristallisiert sich dies am deutlichsten heraus. Hier reicht die Abhängigkeit von den alten schriftkulturellen Strukturen bis in den Textzusammenhang hinein, und die Motive der Verschriftlichung des Romanischen leiten sich gerade aus der Kopräsenz von alterhergebrachter und neuer Schriftsprache her. Auch die Beobachtung, dass gerade bei den mehrsprachigen Texten häufig keine Traditionsbildungen oder eine konstante Streuung der Belege der betreffenden Diskurstradition zu beobachten sind, verweist darauf, dass der Sprachkontrast als Auslöser der Verschriftlichung gesehen werden muss. So finden sich nach der *Historia* von Nithard, die als 'historiographische Erzählung' einzustufen ist, erst dreihundert Jahre später mit Manuskripten des *Brut* bzw. einer französischen Übersetzung der *Historia rerum transmarinarum* von Guillaume de Tyr weitere Belege dieses Texttyps (Frank / Hartmann 1997, vol. 3, 227; 305). Auch die *Placiti campani* (ib., vol. 5, 9ss.), das Jonasfragment (ib., vol. 2, 327) und die Einsiedler Interlinearversion (ib., 328) finden keine zeitlich oder räumlich unmittelbar benachbarten Nachfolger. Die mehrsprachigen Texte, in denen die Präsenz des Romanischen durch die spezifischen Effekte motiviert ist, die das Nebeneinander der Sprachen unter den Bedingungen der jeweiligen Diskurstradition erlaubt, geben offensichtlich gerade nicht den Anstoß zur Etablierung konstanter Verschriftlichungskontexte.

Die genannten Merkmale der frühen Überlieferung sind übrigens als prototypische Kennzeichen zu denken und können keineswegs zu einer scharfen zeitlichen Grenzziehung zwischen zwei gänzlich unterschiedlichen Phasen genutzt werden. Die Dominanz der lateinischen (griechischen, arabischen) Schriftkultur reicht, wenn auch in immer schwächer werdender Form, noch in die folgenden Jahrhunderte hinein. Dies bedeutet, dass sich die 'konservativen' Verschriftlichungsinitiativen weiterhin fortset-

zen werden. Auch nach dem 12. Jh. wird es eine ganze Reihe von Beispielen geben, in denen die Volkssprache in mehrsprachigen Texten, gebunden an die Präsenz der traditionellen Schriftsprache, auftritt. Genauso gibt es bereits in den frühen Jahrhunderten Initiativen, in denen sich die Etablierung konstanter Entstehungs- und Gebrauchskontexte für eine autonome volkssprachliche Schriftlichkeit andeutet, nämlich die paraliturgischen Texte und die Tradition der okzitanischen, katalanischen und sardischen Urkunden. 'Konservative' und 'innovative' Tendenzen sind also miteinander verschränkt, aber das Überwiegen der einen oder anderen in den jeweiligen Phasen des Verschriftlichungsprozesses bleibt eindeutig.

5. Die Institutionalisierung der volkssprachlichen Schriftlichkeit: Kulturräume und Diskurstraditionen

Die erste Phase des Verschriftlichungsprozesses ist durch eine breite Streuung der überlieferten Dokumente auf fast alle Regionen der Romania gekennzeichnet. Wie bereits gesagt, entwickelt sich in der ab der Mitte des 12. Jh. beginnenden zweiten innovatorischen Phase die Verschriftlichung dagegen in den einzelnen Regionen in unterschiedlichem Rhythmus und setzt in unterschiedlichen Kommunikationsbereichen ein. Im anglonormannischen England beginnt im Bereich der religiösen, didaktischen und historiographischen Literatur und im literarischen Bereich der Prozess der Institutionalisierung der volkssprachlichen Schriftlichkeit sehr früh, nämlich in der ersten Hälfte des 12. Jh., und strahlt von dort auf den Norden Frankreichs aus («Littérature de caractère religieux»: von 178 Mss. sind 152 französisch, davon 74 anglonormannisch; «Littérature instructive et scientifique»: von 92 Mss. sind 79 französisch, davon 58 anglonormannisch; «Historiographie»: von 30 Mss. sind 29 französisch, davon 14 anglonormannisch; «Poésie profane»: von 116 Mss. sind 104 französisch, davon 31 anglonormannisch, Frank / Hartmann 1997, vol. 2; vol. 3; cf. auch Holtus 1999, 506). Ebenso verfestigt sich eine Urkundenschriftlichkeit im okzitanischen, katalanischen und sardischen Kulturraum bereits ab der Mitte des 12. Jh., in Nordfrankreich ab dem Anfang

des 13. Jh. (Frank / Hartmann 1997, vol. 4; vol. 5). In den übrigen Gebieten der Romania beginnt eine kontinuierliche und breit gefächerte Überlieferung dagegen erst im 13. Jh., im rätoromanischen und rumänischen Sprachgebiet sogar erst in der Renaissance. Die Gründe für diesen unterschiedlichen Verlauf des Verschriftlichungsprozesses müssen in den jeweiligen sozio-kulturellen Situationen der betreffenden Kulturräume gesucht werden, die die Etablierung stabiler Produktions- und Rezeptionskontexte für schriftliche Texte in der Volkssprache ermöglicht bzw. behindert haben.

Die nachfolgende Skizze der zweiten Phase des Verschriftlichungsprozesses orientiert sich an den in Frank / Hartmann (1997) unterschiedenen Kommunikationsbereichen bzw. Diskurstraditionen. Zu betonen ist, dass der Überblick nur ein vorläufiger sein kann. Dies hängt damit zusammen, dass die bisherige sprach- und literaturgeschichtliche Forschung sich in aller Regel auf einzelne Autoren bzw. Texte konzentrierte und die sozialgeschichtliche Dimension und damit den rezeptionsgeschichtlichen Stellenwert eines Werkes (mündlich verbreitete Tradition, isoliertes Manuskript, Manuskripttradition etc.; cf. hier etwa Ruh 1985) dabei in den Hintergrund rückte. Gesicherte und systematisch gesammelte Daten zur Manuskriptüberlieferung romanischer Texte liegen nur bis 1250 vor, dem vom *Inventaire* (Frank / Hartmann 1997) aus forschungspraktischen Gründen gewählten Endpunkt der Untersuchung. Daher können detailliert nur die ersten Tendenzen des Verschriftlichungsprozesses, konzentriert auf die anglo-normannische und altfranzösische Überlieferung, aufgezeigt werden. Zu den Kulturräumen, in denen die Institutionalisierung später einsetzt, können dagegen nur bedingt Aussagen gemacht werden.

5.1. Paraliturgische Dichtung

In einer Diskurstradition, nämlich der paraliturgischen, ist in der gesamten westlichen Romania, mit Ausnahme des anglonormannischen Kulturraumes, bereits sehr früh ein allerdings nur bedingt konstanter Gebrauch der Volkssprache im schriftlichen Medium zu beobachten (Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 78s.; vol. 2, 205ss.). Im nördlichen Frankreich gehört beispielsweise die *Séquence de Sainte Eulalie* (Ende 9. Jh.) zu den frühesten überlieferten Texten, in Südfrankreich die *Passio Christi* und der *Saint Léger*

(um 1000) bzw. die *Alba* (um 1000), in Italien der *Pianto di Maria* in der *Passione casinese* (zweite Hälfte 12. Jh.), in Spanien der *Auto de los reyes magos* (um 1200), in Katalonien der *Cant de la Sibilla* (erste Hälfte 13. Jh.). Dies ist vor dem Hintergrund der schriftkulturellen Rahmenbedingungen des Mittelalters kein Zufall. Die Paraliturgie, die als volkssprachliche Erweiterung der traditionellen lateinischen Liturgie entsteht, um den Laien eine aktive Teilnahme am liturgischen Geschehen zu ermöglichen, hat in mehrfacher Hinsicht eine Brückenfunktion. Es handelt sich um religiöse Dichtung, die für den Gesang bestimmt ist, mithin um Traditionen elaborierten Sprechens, die fest in der – laikalen und volkssprachlichen – Mündlichkeit verankert, gleichzeitig aber von ihrer Funktion und von ihren Inhalten her den klösterlichen Institutionen zugeordnet sind. Die Thematik wertet die Volkssprache auf, und die institutionelle Einbettung macht den Schritt zur schriftlichen Aufzeichnung derartiger Texte ohne weiteres möglich. Dieser erfolgt, wenn den Klerikern die Aufbewahrung für einen späteren Gebrauch oder einfach die Dokumentation dieser Tradition sinnvoll erscheint, wobei die Aufzeichnung die originäre sprachliche Gestalt übernehmen muss, wenn sie die poetischen Dimensionen bewahren will. Auch die Tatsache, dass viele der paraliturgischen Texte mehrsprachig sind, zeigt sehr deutlich die vermittelnde Stellung zwischen lateinischen und volkssprachlichen Traditionen.

Auffällig ist, dass zumindest die frühen Texte nie in mehreren Manuskripten vorliegen. Es handelt sich also offensichtlich nicht um Texte, die überregionale Verbreitung gefunden haben. Auch die große zeitliche und räumliche Streuung der frühen Beispiele und die Heterogenität der gewählten Formen (Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 79) verweist darauf, dass es sich nicht um eine fest umrissene Tradition handelt, sondern eher um ein Ensemble weitgehend identischer religiöser, kommunikativer und schriftkultureller Rahmenbedingungen, die an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeitpunkten zu ähnlichen Verschriftlichungsinitiativen geführt haben. Wichtig ist jedoch, dass sich aus dieser offenen und nur thematisch und sprachlich festgelegten Dichtungstradition eine Reihe von neuen volkssprachlichen Genera ausdifferenzierten, die eine entscheidende Rolle bei der Institutionalisierung der volkssprachlichen

Schriftlichkeit spielten. So etwa die Tradition der italienischen *Laudes*, das religiöse Theater, v.a. aber die hagiographischen Versepen, in denen sich die Annäherung der klerikalen Kultur an Formen der volkssprachlichen Mündlichkeit, nämlich einer mündlichen Epentradition, manifestiert (Segre 1974; cf. auch Frank / Hartmann 1997, vol. 2, 271 ss.).

5.2. Predigten

Eine relativ weite regionale Verbreitung kennt auch die Tradition der Manuskripte volkssprachlicher Predigten (ib., vol. 1, 81 s.). Zwar überwiegen eindeutig die französischen und anglonormannischen Beispiele (13 bzw. 8), aber es finden sich auch zwei okzitanische, zwei katalanische, zwei italienische und ein rätoromanische Beispiel (ib., vol. 2, 327 ss.). Wie bei der paraliturgischen Dichtung lassen sich deutliche Anzeichen einer Polygenese zu verschiedenen Zeiten und Orten unter identischen Kommunikationsbedingungen erkennen (ib., 336 ss.). Die Predigtüberlieferung kann die Problematik einer schriftlichen Verwendung der Volkssprache besonders deutlich illustrieren. Mit dem Beschluss des Konzils von Tours von 813 haben wir einen eindeutigen Beleg für eine volkssprachliche Predigtpraxis. Diese Praxis schlägt sich aber allenfalls im Jonasfragment im graphischen Medium direkt nieder; in der Einsiedler Interlinearversion und den *Glosas Emilianenses* handelt es sich dagegen um indirekte Zeugnisse, die nicht die Predigt, sondern die Predigtvorbereitung dokumentieren (ib., vol. 1, 81).

Das weitgehende Fehlen volkssprachlicher Predigttexte kann dabei nicht verwundern, bedenkt man die funktionalen Möglichkeiten des schriftlichen Mediums: Warum sollte man einen Text, der mit der mündlichen Performanz seine Funktion erfüllt hat, niederschreiben bzw. warum sollte man eine eventuelle vorbereitende Niederschrift aufbewahren? Die schriftlich erhaltenen Predigten sind daher auch ganz offensichtlich nicht Dokumente konkreter Predigten, sondern entweder Sammlungen von Musterpredigten, die dem Klerus Vorbilder für ihre eigene Praxis an die Hand geben sollen (*Sermons limousins, Sermoni subalpini, Homélies d'Organya* etc.) oder Sammlungen, die zum Lesen gedacht sind, d.h. außerhalb der mündlichen Predigtpraxis angesiedelt sind. Dieser letztere Typus liegt beispielsweise dann vor, wenn Predig-

ten von Maurice de Sully in einer anglonormannischen Handschrift vom Beginn des 13. Jh. mit einer Versübersetzung der Bibel und zwei volkssprachlichen Heiligenlegenden vereint sind (Frank / Hartmann 1997, vol. 2, 351; cf. ib. 347 s.; 350; 353 s.; 356 s.). Es ist anzunehmen, dass gerade dieser zweite Typus von Lesepredigten, der sich auch und vielleicht sogar ausschließlich an ein laikales Publikum wendet, die spätere Entwicklung dominieren wird.

5.3. Religiöse und didaktische Literatur

Die Schnittstelle von klösterlicher und laikaler Kultur spielt auch für die weitere Entwicklung der Verschriftlichung der Volkssprachen eine zentrale Rolle. Im anglonormannischen England treten ab der Mitte des 12. Jh. eine Reihe von Psalterübersetzungen (Eadwine-Psalter, Text Anfang 12. Jh., Ms. 1155–60; Montebourg-Psalter, Text und Ms. Mitte 12. Jh.) auf. Damit etabliert sich eine Tradition von Übersetzungen bzw. Adaptationen der Bibel und liturgischer Texte für ein volkssprachliches Publikum, die etwas später auch in Nordfrankreich aufgenommen wird (anglonormannisches *Livre des Rois*, Text und Ms. zweite Hälfte 12. Jh.; westfränkisches *Livre des Juges*, Text um 1170, Mss. um 1200; französische *Bible du XIII^e siècle*, Text Anfang 13. Jh., Mss. ab 1250). Auch weitere religiöse bzw. zur traditionellen lateinischen Gelehrtenkultur gehörende didaktisch-literarische Texte bzw. Gattungen werden im anglonormannischen England und – parallel oder etwas später – in Nordfrankreich in dieser Zeit in die Volkssprache übertragen. Beispielsweise werden Übersetzungen von Klosterregeln angefertigt (Frank / Hartmann 1997, vol. 2, 361 ss.) und Kommentare zur Bibel in die Volkssprache übertragen (ib., vol. 3, 43 ss.). Im anglonormannischen Kontext entstehen außerdem die ersten Lehrgedichte (*Bestiaire, Lapidaire* und *Comput* von Philippe de Thaon, Text Anfang 12. Jh., Mss. ab Mitte des 12. Jh.), die ersten Reimchroniken (Geffrei Gaimar, *Estoire des Engleis*, Text um 1137, Mss. Anfang 13. Jh.; Wace, *Roman de Brut, Roman de Rou*, Texte Mitte des 12. Jh., Mss. ab zweite Hälfte des 12. Jh.; Benoît de Saint-Maure, *Chronique des Ducs de Normandie*, Text 1174, Mss. ab Ende 12. Jh.) und die ersten antikisierenden Romane (*Roman de Thèbes*, Text um 1160, Mss. ab Ende des 12. Jh.; *Roman d'Eneas*, Text zweite Hälfte des 12. Jh., Mss. ab Ende

12. Jh.; Benoît de Saint-Maure, *Roman de Troie*, Text um 1170, Mss. ab Ende 12. Jh.).

Der Kontakt zwischen den beiden Kulturen kann dabei unterschiedliche Gestalt annehmen. Denkbar ist zum einen, dass die Formen der lateinischen Diskurstradition unverändert in die volkssprachlichen Texte übernommen werden. Dies ist etwa bei den Prosaübersetzungen der Bibel, der Mönchsregeln oder der Kommentare der Fall (cf. Frank / Hartmann 1997, vol. 2, 141 ss.; 361 ss.; vol. 3, 67; 71; 76 etc.). Sehr häufig entsteht aber eine Symbiose, und die Verfasser der frühen Texte, die mit Sicherheit Kleriker waren, übernehmen für die Vermittlung der religiösen bzw. didaktischen Inhalte Formen der volkssprachlichen mündlichen Dichtungstradition. So entstehen Bibeldichtungen (ib., vol. 2, 179 ss.), Versfassungen des Credos, des Vaterunsers etc. (ib., 207 ss.), Reimpredigten (ib., 68; 73; 75 etc.), gereimte Mönchsregeln (ib., 364), außerdem die bereits angesprochenen Traditionen der Lehrgedichte bzw. Reimchroniken und der hagiographischen Versepen. Die Wahl der Form scheint dabei auch mit einem unterschiedlichen Publikum zusammenzuhängen (ib., vol. 1, 78). Die Beibehaltung der Prosaform tritt bei Texten auf, die für ein klerikales, aber lateinunkundiges Publikum, beispielsweise Nonnen, bestimmt sind. Die Reimform ist dagegen ein Indiz dafür, dass der Text für den Vortrag vor einem höfischen Publikum vorgesehen ist.

Gerade im anglonormannischen Kulturraum manifestiert sich in derartigen Texten häufig der bewusste Versuch seitens der Adligen, Elemente der lateinischen Klerikerkultur in die neu entstehende volkssprachliche höfische Kultur zu integrieren. Dies zeigen ganz deutlich etwa die Reimchroniken oder die antikisierenden Romane, die die genealogischen Ansprüche des englischen Herrscherhauses stützen sollen (Tillmann-Bartylla 1986). Insofern gehen hier, im Unterschied zur paraliturgischen Dichtung und zu den Predigten, die Initiativen zur Verschriftlichung der Volkssprache von den Laien aus. Die nunmehr entstehenden volkssprachlichen Manuskripte verlassen, sowohl was ihre mediale Rezeption als auch was ihre Funktion anbetrifft, den bisherigen, im weitesten Sinne liturgischen Kontext. Ihre 'Aufführung', sei es durch (szenisches / musikalisches) Vortragen oder durch Vorlesen, ist in die höfische Festkultur eingebettet, und die in ihnen vermittelten In-

halte und das von ihnen vermittelte Prestige kommen unmittelbar dem König bzw. den Adligen zugute. Es entsteht ein laikales höfisches Publikum, für das Schriftlichkeit zum integralen Bestandteil seiner Kultur wird.

5.4. Weltliche Literatur

Die Grenze zwischen religiös-didaktischen und literarischen Gattungen verläuft im Mittelalter anders als heute. Sie ist weniger eindeutig, wie es Diskurstraditionen wie Bibeldichtung, Lehrgedichte oder Reimchroniken zeigen, und die Grenze um die Fiktionalität verläuft an anderer Stelle, wie der Anspruch auf die Vermittlung historischer Wahrheiten durch die *Chansons de geste* oder die Prosaromane verdeutlicht. In dem weiten Feld, das beide Kommunikationsbereiche eröffnen, gibt es aber zwei klare Pole: auf der einen Seite einen 'klerikalen' Pol, der auf die Vermittlung von historischer bzw. moralischer Wahrheit pocht, auf der anderen Seite einen 'höfisch-literarischen' Pol, der sich mit dem Anspruch auf Autonomie und auf das Spiel mit der Fiktionalität von den klerikalen Traditionen abgrenzt. Die Diskurstraditionen, die an diesem 'literarischen' Pol angesiedelt sind, haben zu einem großen Teil ihre Wurzeln in der volkssprachlichen mündlichen Tradition.

Auf diese Traditionen greift bereits früh der anglonormannische Hof zurück und übernimmt auch sie in die höfische Kultur. Dies zeigen die *Lais* von Marie de France (Text 1165–89, Mss. ab Mitte des 13. Jh.), die auf die keltische Sagentradition zurückgehen. Eng an eine mündliche Epentradition schließen auch die *Chansons de geste* an, deren erste schriftliche Versionen im anglonormannischen Kulturkreis entstanden zu sein scheinen (*Chanson de Roland* in der Oxford Version, Text um 1100, Ms. um 1170; *Gormont et Isembart*, Text um 1100, Ms. um 1200), auch wenn diese Diskurstradition, zumindest was ihre frühe schriftliche Aufzeichnung anbetrifft, weitaus stärker in Nordfrankreich – und teilweise im okzitanischen Sprachgebiet – verankert ist (von 45 Mss. sind 3 okzitanisch, 41 französisch, davon 12 anglonormannisch; Frank / Hartmann 1997, vol. 3, 127 ss.).

Auch die höfische Lyrik hat ihre Wurzeln in der Mündlichkeit. Diese Diskurstradition setzt mit der okzitanischen Trobadorlyrik in Südfrankreich ein, die bereits Ende des 11. Jh. mit Guillaume de Poitiers beginnt

und ihren Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 12. Jh. hat; die Trobadorlyrik strahlt dann nach Katalonien, Norditalien, Nordfrankreich, Spanien, Sizilien und Deutschland aus und initiiert in den betreffenden Gebieten eigenständige lyrische Traditionen.

Die ab der zweiten Hälfte des 12. Jh. mit Chrétien de Troyes in Nordfrankreich einsetzende Tradition des Versromans geht dagegen nur, was die Stoffe anbelangt, auf mündliche Märchen- bzw. Sagentraditionen zurück. Ansonsten ist der Versroman eine Neuschöpfung, die von Anfang an eindeutig schriftkulturell geprägt ist. Dies manifestiert sich in der Integration inhaltlicher und formaler Elemente der lateinischen Klerikertradition – der Versroman schließt in gerader Linie an die antikisierenden Romane an –, ebenso in einem neuen Verständnis von literarischem Können, von Autorschaft, von Publikum usw., das direkt an der klerikalen Kultur orientiert ist, ja sich dieser als verschieden, aber gleichwertig gegenüberstellt. Außerdem bleibt der Versroman, wie die übrigen literarischen Gattungen, zwar weiterhin der mündlichen Aufführung verhaftet, aber anders als bei der höfischen Lyrik oder den *Chansons de geste* werden die Elemente, die an die mündliche Tradition anknüpfen, also etwa musikalische Begleitung, szenische Aufführung, improvisatorischer Gestus usw. aufgegeben, und das Vorlesen aus dem Codex wird zur typischen Rezeptionssituation.

Das Problem des Verhältnisses der mittelalterlichen romanischen Literatur zur Mündlichkeit ist komplex und, da die vorgängige Mündlichkeit äußerst schwer zu fassen ist, auch allenfalls approximativ zu bestimmen. Festhalten kann man aber, dass selbst die Diskurstraditionen, die an eindeutig mündliche Traditionen anknüpfen, keine einfachen Aufzeichnungen der mündlich improvisierenden Dichtung sind. Die höfische Lyrik, aber auch die *Chansons de geste*, sind in einem neuen kulturellen Kontext eingebettet, der bereits schriftkulturell überformt ist. Außerdem ist anzunehmen, dass auch bei der Produktion dieser Texte die Zuhilfenahme des schriftlichen Mediums geläufig war – die Jongleurszenarien in vielen *Chansons de geste* sind ein Zitat einer längst nicht mehr existierenden Vergangenheit (Bäumli 1987) – und nur ihre Rezeption und ihre Verbreitung weiterhin an die mündliche Aufführung gebunden waren (Selig 1996b; cf.

auch Zumthor 1987). In diesem Sinne muss auch der teilweise sehr große Abstand zwischen der Entstehung der Texte und ihrer schriftlichen Überlieferung interpretiert werden. Solange die Trobadorlyrik an den Adelshöfen aufgeführt wurde, waren die schriftlichen Aufzeichnungen auf die Kreise der dichtenden und aufführenden 'Experten' beschränkt und auch nicht für die Archivierung bestimmt. Ähnliches gilt für die *Chansons de geste*, die lange Zeit sicher weiterhin an die mündliche Aufführung gebunden blieben. Noch die ersten, durch ihr bescheidenes Format auffallenden Handschriften hat man als Manuskripte für die aufführenden Jongleure interpretiert (Hasenohr 1990, 239ss.). Erst als sich im 13. Jh. die schriftkulturellen Rahmenbedingungen, nicht zuletzt durch das Aufkommen eines städtisch-bürgerlichen Publikums in den großen Zentren der Pikardie, der Champagne usw. verändern, etabliert sich eine kontinuierliche schriftliche Überlieferung der literarischen Texte.

Mit der Genese eines Lesepublikums sind eine Reihe von Veränderungen für die literarischen, aber auch für die religiös-didaktischen Diskurstraditionen verbunden. Auf die veränderten Bedingungen der lesenden Rezeption gehen beispielsweise die ab der Mitte des 13. Jh. überlieferten großen Sammlungen der Trobador- bzw. Trouvèredichtung zurück, die häufig nur die Texte der Lieder, nicht aber die Melodien überliefern (Frank / Hartmann 1997, vol. 3, 258ss.; Hasenohr 1990, 329ss.). Auch dass ab der Mitte des 13. Jh. in einer Handschrift mehrere *Chansons de geste* zu großen Zyklen um die Person bzw. die Familie des epischen Helden vereint werden (Micha 1964, 221ss.), hängt mit dem neuen Rezeptionskontext zusammen. Nicht zuletzt aber das Aufkommen einer volkssprachlichen literarischen Prosa ab Anfang des 13. Jh., d.h. das Aufkommen der Prosachroniken, die im anglonormannischen England, in Nordfrankreich und in Spanien entstehen (Frank / Hartmann 1997, vol. 3, 305ss.), bzw. der Prosaromane, die in Nordfrankreich verfasst werden (ib., 226ss.), ist undenkbar ohne die weitgehende Lösung von einer medial mündlichen Vermittlung. Interessant ist, dass mit dem Aufkommen der literarischen Prosa in Nordfrankreich eines der formalen Kennzeichen der mündlichen Tradition, nämlich der Reim, zum Unterscheidungsmerkmal zwischen 'literarischen', nämlich fiktionalen, und 'histori-

schen' Texten wird. Die Autoren der Prosatexte polemisieren gegen die alten Traditionen des Versromans bzw. der *Chanson de geste* und behaupten, nur ihre Prosatexte vermitteln 'wahre' Geschichte (Frank 1994, 137ss.). Auch dieses Phänomen verweist auf die wachsende Distanz zur Mündlichkeit und die zunehmende schriftkulturelle Prägung der Laiengesellschaft.

5.5. Urkunden

Anders als die religiös-didaktischen und literarischen Diskurstraditionen, die vom anglonormannischen England und von Nordfrankreich bzw. im Falle der Trobadorylyrik vom Süden Frankreichs ausstrahlen und in vielen Regionen Europas Nachahmer finden, verbleiben die volkssprachlichen Urkundentraditionen innerhalb ihres regionalen Kontextes. Für diese pragmatische Schriftverwendung gelten andere Produktions- und Rezeptionsbedingungen, und sie ist in einem eigenen Kommunikationsbereich angesiedelt, der in aller Regel keinerlei Verbindung zu dem Kontinuum der religiös-didaktischen und literarischen Schriftlichkeit gehabt hat. Die mittelalterlichen Herrscher haben, auch wenn sie die höfische Literatur und die Produktion literarischer Manuskripte in der Volkssprache gefördert haben, Urkunden zumeist weiterhin in lateinischer Sprache ausstellen lassen. Die volkssprachliche Urkundenschriftlichkeit entsteht daher, im 12. und 13. Jh., sehr häufig in deutlich anderen sozialen und regionalen Kontexten als die literarischen Traditionen.

Für die früheste Urkundentradition gilt dies allerdings nicht. Es handelt sich um die okzitanischen und katalanischen Treueeide, die ab Anfang des 11. Jh. von den Feudalherren Kataloniens und Südfrankreichs ausgestellt werden (Frank / Hartmann 1997, vol. 4, 349ss.; vol. 5, 69ss.; 380s.; 390ss.; cf. auch Frank 1996; Selig 1996a, 11ss.). In den frühesten Belegen werden innerhalb eines lateinischen Urkundentextes Eidesformeln in der Volkssprache zitiert, erst später, ab der Mitte des 12. Jh., sind vollständig in der Volkssprache abgefasste Treueeide überliefert.

Unabhängig von dieser Tradition setzt in Südfrankreich, genauer im Rouergue und Albigeois, ab der Mitte des 12. Jh. eine volkssprachliche Urkundenschriftlichkeit ein. Aussteller der Urkunden sind häufig Templer und Johanniter, Empfänger und zunehmend auch Aussteller der Urkunden ist

der lokale Kleinadel. Ende des Jahrhunderts etabliert sich in den betreffenden Regionen dann ein städtisches Notariat, das in der Regel volkssprachliche Urkunden ausstellt (Frank / Hartmann 1997, vol. 4, 371ss.; 395ss.; vol. 5, 382ss.; cf. auch Selig 1996a, 14ss.).

Sehr früh, ab Anfang des 12. Jh., setzt auch in Sardinien die volkssprachliche Urkundenschriftlichkeit ein. Es handelt sich um eine lokale Tradition, die wahrscheinlich durch die Kontakte der sardischen *judices* mit den Benediktinerorden des Festlands entstanden ist (Frank / Hartmann 1997, vol. 5, 23ss.; 370ss.; cf. auch Blasco Ferrer 1993; Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 28ss.).

Auch auf der iberischen Halbinsel etablieren sich volkssprachliche Urkundentraditionen, die offensichtlich aus einer 'mischsprachlichen' Tradition lateinischer Urkunden mit zahlreichen romanischen Einsprengseln erwachsen (Frank / Hartmann 1997, vol. 1, 18s.; Böhrer 1998). Die Entwicklung beginnt in León ab der Mitte des 12. Jh. (ib., vol. 5, 259ss.) und dem nördlichen Kastilien (ib., vol. 5, 165ss.; 394), später kommen die übrigen Regionen hinzu (südliches Kastilien ab 1181, Navarra ab 1205, Asturien ab 1213; ib., vol. 5, 315ss.; 141ss.; 309ss.). Auffällig ist außerdem, dass die spanischen Könige früh Urkunden in der Volkssprache ausstellen (ab 1206; ib., 327ss.). Hier manifestiert sich bereits der Wille zu einem intensiven Ausbau der volkssprachlichen Schriftlichkeit, der ab der Mitte des 13. Jh. am Hofe Alfons des Weisen zu beobachten ist (historiographische, religiös-didaktische wissenschaftliche Diskurstraditionen; lyrische Dichtung in Galicisch-Portugiesisch) (Lapesa 1988, 237ss.).

In den übrigen Regionen der Romania setzen erst später volkssprachliche Urkundentraditionen ein. In Nordfrankreich ist ab Anfang des 13. Jh. in den pikardischen Handelsstädten und in Lothringen eine sehr intensive volkssprachliche Urkundenproduktion zu beobachten (Frank / Hartmann 1997, vol. 4, 51ss.; 201ss.). Die Champagne, die Wallonie, Burgund und Westfrankreich mit dem Zentrum La Rochelle folgen etwas später (ib., vol. 4, 301ss.; 185ss.; 337ss.; 25ss.). Dagegen fallen die Île-de-France, die Normandie, aber auch das anglonormannische England (dort sind nur Ansätze einer volkssprachlichen Legislation überliefert; ib., vol. 5, 325; 329ss.; 334s.), durch das fast vollständige Fehlen volkssprachlicher Urkundenschriftlichkeit bis zur Mitte des

13. Jh. auf (ib., vol. 4, 17; 21; 47s.). Auch die italienischen Regionen weisen vor 1250 keine gefestigten volkssprachlichen Urkundentraditionen auf (ib., vol. 5, 9ss.).

Die Form der Urkunden wird im Mittelalter auch zur Legislation genutzt. In diesen Bereich gehören die spanischen *Fueros*, die ab Anfang des 13. Jh. in Originalmanuskripten überliefert sind, ebenso die *Coutumiers* und Stadtrechte, die ab Anfang des 13. Jh. in der Pikardie, Lothringen, der Champagne, aber auch teilweise in Südfrankreich aufgezeichnet werden (ib., 341 ss.). Es handelt sich bei diesen Traditionen um lokal begrenzte gewohnheitsrechtlich gefärbte Gesetzgebungen, die im Gegensatz zu der an die spätantiken bzw. frühmittelalterlichen Kodifikationen anknüpfenden Gesetzgebung steht. Was die letztere, v.a. in Südfrankreich, Katalonien und Italien verbreitete, anbetrifft, gibt es einige wenige Beispiele einer frühen volkssprachlichen Rezeption: eine okzitanische Übersetzung einer Summa des Justinianischen *Corpus Iuris Civilis* (ib., 327) und eine katalanische Übersetzung des *Forum Judicum*, einer westgotischen Gesetzsammlung (ib., 326). Die Faktoren, die zur Etablierung volkssprachlicher Urkundentraditionen bzw. volkssprachlicher Legislation führen, sind ganz unterschiedlich. Gemeinsam ist allen romanischen Traditionen eine sehr enge Orientierung an der lateinischen Tradition, deren Urkundenformulare beispielsweise auch in gewohnheitsrechtlichem Kontext häufig wörtlich übernommen werden. Dass trotz dieser engen Anbindung an die lateinische Tradition die Volkssprache gewählt wird, kann beispielsweise durch die periphere Lage zu den lateinischen schriftkulturellen Zentren und den dadurch eröffneten größeren Freiraum ermöglicht werden (Rouergue, Albigeois, Sardinien); ebenso kann das Aufkommen eines städtischen Bürgertums neue rechtliche und schriftkulturelle Bedingungen schaffen (Italien, Nordfrankreich); die Abwendung vom Latein kann aber auch, wie im Falle der spanischen Könige, von einer bewussten Entscheidung der herrschenden Elite für die Volkssprache zeugen.

Wichtig für die sprachliche Entwicklung ist, dass die Urkundentraditionen, mit Ausnahme der Herrscherurkunden und der am römischen Recht orientierten Legislation, in einem lokalen Kontext produziert und rezipiert werden. Die Texte sind daher in aller Regel durch eine deutlich lokal bzw. re-

gional gefärbte Sprache gekennzeichnet, während die religiös-didaktischen (mit Ausnahme einer lokalen Historiographie wie Stadtchroniken etc.) und literarischen Traditionen von vornherein einer überregionalen Koiné näherstehen.

5.6. Pragmatische Schriftlichkeit

Unter dem Terminus *pragmatische Schriftlichkeit* sollen hier alle romanischen Dokumente verstanden werden, die den Verwaltungsalltag eines Klosters oder einer Stadt, die kaufmännische oder notarielle Praxis etc. betreffen. Derartige Dokumente haben sehr häufig eine einfache Textgestalt, beispielsweise die der Liste (cf. Koch 1993, 47ss.). Ihre genaue Funktion wird also nicht durch die Textform, sondern allenfalls durch einen Titel («Hec est noticia delos ortos del camino», «Decima et pensioem de Arlotho», «Chi a li rente de Here», Frank / Hartmann 1997, vol. 5, 398; 403; 420) bzw. durch den Inhalt und den Überlieferungskontext klargestellt.

Die Dokumente sind teilweise in Urkundenkorpora oder in Kartularien eingegliedert (cf. etwa ib., 513ss.), d.h. zur Aufbewahrung bestimmt; in anderen Fällen sind sie jedoch nicht für die Archivierung vorgesehen und nur zufällig, etwa im Einband eines Codex, erhalten (cf. etwa ib., 445). Dann manifestieren sich in ihnen Spuren einer volkssprachlichen 'Verbrauchsschriftlichkeit', die unter Umständen sehr viel umfangreicher war, als wir heute aus den Resten der Überlieferung erschließen können (cf. 4.).

In der Geschichte der Verschriftlichung der Volkssprachen hat diese pragmatische Schriftlichkeit einen unterschiedlichen Stellenwert, je nachdem, in welcher Institution sie entstanden ist. Wenn sie aus klösterlichen oder notariellen Institutionen stammt, in denen die schriftliche Produktion normalerweise lateinisch war, manifestiert sich in diesen einfachen Texten häufig eine Art unmittelbarer, nicht stilisierter Schriftproduktion: für kurze Notizen (cf. etwa Frank / Hartmann 1997, vol. 5, 443), formlose Listen (cf. etwa ib., 444; 519; 521) oder vorbereitende Skizzen (cf. etwa ib., 523ss.) verwendete man nicht die lateinische Sprache, sondern griff auf die Alltagssprache zurück. Stammen die Dokumente dagegen aus städtischem oder kaufmännischem Kontext, der für seine schriftliche Produktion die Volkssprache benutzte, dokumentieren die pragmatischen Texte den Einsatz des schriftli-

chen Mediums bei der Verwaltung und die Entwicklung neuer Diskurstraditionen für die Belange einer immer komplexer werdenden städtischen und kaufmännischen Welt.

Auch hinsichtlich dieser pragmatischen Schriftlichkeit lässt sich eine rapide Zunahme der Belege nach 1200 feststellen («*Lettres*»: alle 15 Bsp. nach 1200; «*Tarifs*»: 5 vor, 37 nach 1200; «*Relevés*»: 8 vor, 54 nach 1200; «*Notices*»: 8 vor, 8 nach 1200; cf. Frank / Hartmann 1997, vol. 5, 351 ss.). Was die regionale Verteilung anbetrifft, so kann man in den frühen Jahrhunderten eine breite Streuung auf spanische, katalanische, okzitanische, französische, italienische Regionen beobachten. Wie bei der paraliturgischen Dichtung sind es die ähnlichen schriftkulturellen und soziolinguistischen Rahmenbedingungen, die in zahlreichen mittelalterlichen Klöstern zum Rückgriff auf die Volkssprache in diesen informellen Verwaltungskontexten geführt haben. Die Überlieferung des 13. Jh. ist dagegen dadurch gekennzeichnet, dass pragmatische Schriftlichkeit jetzt auch außerhalb der Klöster, in städtischem (cf. *ib.*, 365; 407; 411; 418 s.; 426 ss.; 460 ss. etc.), notariellem (*ib.*, 463; 522 ss.), kaufmännischem (*ib.*, 364; 453; 458 s.; 471, 481 s.; 486 s.; 529), adligem (*ib.*, 352, 354; 356 ss.; 361 s.; 406; 408; 421 ss.; 496) Kontext auftritt, wobei sich regionale Schwerpunkte in Nordfrankreich (Pikardie, Lothringen) und in der Toskana abzeichnen. Gerade diese Regionen sind für die weitere Entwicklung der volkssprachlichen Schriftlichkeit sehr wichtig, weil dort eine Schicht von schriftkundigen Bürgern, Kaufleuten, Notaren entsteht, die in ihrem beruflichen Alltag schreiben und lesen, für die städtischen Institutionen die Schrift nutzen und als (Lese-)Publikum für eine volkssprachliche Literatur in Frage kommen.

6. Prinzipien der Verschriftung / Verschriftlichung

6.1. Code-bezogene Aspekte

Die Verschriftung der mittelalterlichen romanischen Sprachen kann an dieser Stelle nur ansatzweise behandelt werden. Die Tatsache, dass es sich bei den ersten Texten weitgehend um Einzelinitiativen ohne traditionsbildenden Effekt handelt, und dass die weitere Verschriftlichung zunächst polyzentrisch verläuft und erst in späteren Jahrhunderten sprachliche Zentralisierungsprozesse

zu beobachten sind, bringt es mit sich, dass streng genommen jeder einzelne Text, jede Diskurstradition und jede Region gesondert betrachtet werden müsste (Meisenburg 1996, 56). Außerdem ist zu bedenken, dass es das gesamte Mittelalter hindurch keine oder zumindest nur vereinzelte Normierungsbestrebungen im Bereich der volkssprachlichen Graphiesysteme gab. Variation ist daher nicht nur zwischen den einzelnen Regionen, den einzelnen Diskurstraditionen, den einzelnen Texten zu beobachten. Die graphischen Regeln sind sogar innerhalb eines Manuskriptes in der Regel nicht konsistent, weil es für die Schreiber keine festgefügte Norm und kein Bedürfnis nach einer solchen gab – eventuell, weil bei der Praxis des lauten Vorlesens der volkssprachlichen Manuskripte die graphische Variation weniger beeinträchtigend war (*ib.*, 75 ss.; cf. auch Beinke / Rogge 1990; Cornagliotti 1988; Ehler / Schaefer 1998; Schmid 1992; Winkelmann 1994).

Trotz dieser großen Variation gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten aller mittelalterlichen Verschriftungsversuche (Meisenburg 1996, 56 ss.). Diese resultieren daraus, dass – bis auf die wenigen Beispiele von Translitterierungen in griechischer, arabischer oder hebräischer Schrift (cf. etwa Frank / Hartmann 1997, vol. 2, 41; 75; 107 s.; vol. 5, 47) – das lateinische Alphabet und die Prinzipien des lateinischen Schriftsystems den Rahmen für die Verschriftungsversuche bilden. Alle Schreiber rekurrieren auf das lateinische Kodierungsprinzip, das phonographisch ist, und ihnen steht ein einheitlicher Vorrat an Graphemen mit einheitlichen Graphem-Phonem-Korrespondenzen zur Verfügung. Zu präzisieren ist, dass das lateinische Schriftsystem im Laufe der Zeit einigen Veränderungen unterworfen war. Bezugspunkt für die Schreiber der frühen romanischen Dokumente sind die – regional ansatzweise differenzierten – frühmittelalterlichen Schriftsysteme, d.h. die merowingischen, westgotischen, langobardischen Systeme, die sich durch die Integration einer Reihe von vulgärlateinischen Lautveränderungen vom klassisch-lateinischen System entfernt haben. In den Phasen der Institutionalisierung der romanischen Schriftlichkeit wird dann auch das wieder an das klassisch-lateinische Schriftsystem angenäherte Mittellatein Vorbildfunktion haben (cf. Kramer 1996, 588 s.; Meisenburg 1996, 47 ss.; Sabatini 1968, 337 ss.).

Die Orientierung am lateinischen Schriftsystem ist am eindeutigsten, wo die Graphem-Phonem-Korrespondenzen des Lateinischen in die romanischen Schriftsysteme übernommen wurden, etwa bei der Schreibung der einfachen Vokale (<a, e, i, o, u>) etc. (Meisenburg 1996, 57). Die Orientierung ist aber auch da erkennbar, wo neue, durch den sprechlateinischen Sprachwandel entstandene Phone / Phoneme verschriftet werden mussten (Halbvokale, Diphthonge, Triphthonge, Nasalvokale, gerundete Vordervokale, Schwa, Affrikaten, [z], [ʃ], [ʒ], [ʎ], [ɲ] etc.). Grundsätzlich sind hier mehrere Verfahren denkbar: die Bildung von neuen Graphemen, die Entlehnung von Buchstaben oder Sonderzeichen aus anderen Schriftsystemen, die Nutzung lateinischer Sonderzeichen, die Bildung neuer Di- bzw. Trigraphe, teilweise unter Nutzung von lateinischen Buchstaben als Sonderzeichen, die Zuweisung neuer Lautwerte an lateinische Buchstaben bzw. Buchstabenkombinationen, schließlich eine etymologisch orientierte Schreibweise, die die neuen Lautungen nicht direkt, sondern über den Wortbezug kodiert. Zu beobachten ist nun, dass die frühen Verschriftungen nicht den Weg der vollständigen Neubildung von Graphemen oder der forcierten Entlehnung aus anderen Graphiesystemen wählen. Erst im Laufe der Jahrhunderte entstehen durch die Integration von lateinischen Sonderzeichen in den Graphemkörper die neuen Grapheme <ç> und <ñ>, die maximal in das lateinische System integriert sind. Auch die Akzente zur Unterscheidung der Vokalqualitäten bzw. zur Angabe des Wortakzentes werden systematisch erst ab der Renaissance eingesetzt (Kramer 1996, 586s.). Dagegen werden verstärkt die restlichen Verfahren zur Verschriftung des Romanischen genutzt. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen. In frühen altfranzösischen Texten wird etwa für die Wiedergabe der Vokaloppositionen [i, e, ε] bzw. [y, o, ɔ] die Lösung der merowingischen Skripta genutzt und – anders als in den späteren Traditionen – die Opposition zwischen geschlossenem und halb geschlossenem Vokal nicht kodiert, die zwischen halb geschlossenem und halb geöffnetem Vokal dagegen durch <i> = [i, e] vs. <e> = [ε] bzw. <u> = [y, o] vs. <o> = [ɔ] wiedergegeben (Straßburger Eide: <podir>, <savir>, <amur>, <dunat>; Fassò / Menoni 1980, 9s.; Meisenburg 1996, 52; 61; Sabatini 1968, 337). Auch die Kodierung des palatalen La-

terals [ʎ] und des palatalen Nasals [ɲ] entwickelt sich innerhalb der Vorgegebenheiten des lateinischen Systems. In den frühen romanischen Dokumenten finden sich – neben einfachem oder doppeltem <l>, <ll>, <n>, <nn> – eine Reihe von Graphemkombinationen, die indirekt an lateinische Graphietraditionen anschließen. Beispielsweise nehmen , <ni> oder <gn> etymologisch auf die Konsonantenverbindungen Bezug, aus denen sich die palatalen Konsonanten entwickelt haben (altspan. <filio> < lat. FILIUS; ait. <segno> < lat. SIGNUM etc.). Graphien wie <lh>, <nh> oder <ny>, die im Altokzitanischen bzw. Altkatalanischen geläufig sind, nutzen die im lateinischen System wenig gebrauchten bzw. aus dem Griechischen entlehnten Grapheme <h> und <y> als diakritische Zeichen (Kramer 1996, 588; Meisenburg 1996, 64s.).

Ein weiteres Beispiel ist die Schreibung der Affrikaten [ts] und [tʃ]. Auch in den romanischen Texten wird hier die Möglichkeit kontextsensitiver Graphem-Phonem-Korrespondenzen genutzt, die sich im lateinischen Schriftsystem durch den (spätlateinischen bzw. romanischen) Sprachwandel ergeben haben. In den altfranzösischen Texten ist das Graphem <c> mehrdeutig und repräsentiert vor <o, u> den Plosiv [k], vor <e, i> aber die neue Affrikate [ts], die sich ja auch aus der Lautkombination [k] vor palatalen Vokalen ergeben hat (Straßburger Eide: <commun> vs. <cist>; Eulaliasequenz: <colpes> vs. <celle>). Auch die Repräsentation des [k] vor [e, i] wird der lateinischen Tradition entnommen: <qu> kann, nach dem fast vollständigen Wandel von lat. [kw] > [k] mit neuem Lautwert den Plosiv wiedergeben (Straßburger Eide: <quid>; Eulaliasequenz: <que>). Das System wird durch die zweite Affrikate [tʃ], die sich aus [k] vor [a] entwickelt, noch komplexer. In den Straßburger Eiden wird hier das Prinzip der Kontextsensitivität ausgedehnt, und <c> vor <a> erhält den Wert [tʃ] (<cadhuna>; zu <cose> cf. Fassò / Menoni 1980, 7s.). In der Eulaliasequenz wird dagegen das Graphem <h> als diakritisches Zeichen eingefügt, und der Digraph <ch> entsteht (<chief>). Bereits in den frühen Texten sind die Graphem-Phonem-Korrespondenzen allerdings nicht gänzlich eindeutig. In der Eulaliasequenz hat <ch> auch den Wert [k] (<chi>), und die Affrikate [ts] wird in den Straßburger Eiden und der Eulaliasequenz auch durch <z> und <cz> wiedergegeben (Straß-

burger Eide: <faz&t<; Eulaliasequenz: <enz>, <czo>. Der aus dem Griechischen entlehnte Buchstabe <z> dient dabei unter Umständen – nach dem Vorbild der frühmittelalterlichen lateinischen Graphien – der Angabe einer Doppelkonsonanz [tts]; cf. ib.; Kramer 1996, 588s.; Meisenburg 1996, 61 ss.; Sabatini 1968, 338).

Die Kodierung des durch Vokalreduktion entstandenen altfranzösischen Schwa kann noch einmal die starke Orientierung am lateinischen System verdeutlichen. In den späteren Traditionen wird es durch das Graphem <e> kodiert, das damit für drei Vokale, [e], [ɛ] und [ə], steht. In den Straßburger Eiden und teilweise auch in anderen Texten (Meisenburg 1996, 71) wird dagegen eine etymologisierende Graphie gewählt (Straßburger Eide: <dunat>, <poblo>, <salvament>; Fassò / Menoni 1980, 11 ss.). Geschrieben wird der zugrunde liegende Vollvokal und auf die lateinische Etymologie auf Kosten der lautlichen Eindeutigkeit verwiesen.

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, dass in den letzten Jahrzehnten eine intensive Diskussion darüber geführt worden ist, ob sich das lateinische Schriftsystem im Laufe der Jahrhunderte von einem phonographischen zu einem logographischen entwickelt hat. Die Diskussion nahm ihren Anfang bei der Frage, wie groß der Abstand der frühmittelalterlichen Urkunden, insbesondere der Urkunden aus León, zum gesprochenen Romanisch war. Bekanntlich sind in diesen Urkunden eine ganze Reihe von phonetischen, morphosyntaktischen und lexikalischen Romanismen zu beobachten; dennoch sind die Texte von den späteren romanischen Verschriftungen noch weit entfernt, müssten also noch als lateinisch eingestuft werden. Der Abstand zu der zu postulierenden romanischen Mündlichkeit verringert sich allerdings deutlich, wenn man davon ausgeht, dass die Graphie der Texte beim Vorlesen nicht mehr phonographisch, sondern logographisch interpretiert wurde, damit die Verständlichkeit der Texte für ein lateinunkundiges Publikum bei lautem Vorlesen gesichert werden konnte (Lüdtke 1964; Wright 1982). Diese Hypothese dürfte allerdings kaum haltbar sein. Es scheint wesentlich wahrscheinlicher, dass sich das Kodierungsprinzip des lateinischen Schriftsystems im Laufe der Zeit nicht geändert hat und dass ein im Wesentlichen phonographisches Prinzip auch für die frühmittelalterlichen Tex-

te galt, auch wenn dadurch eine Diglossiesituation mit einem großen Abstand zwischen der traditionellen Schriftsprache Latein und den alltäglichen romanischen Varietäten entstand (Berschin / Berschin 1987; Meisenburg 1996, 48 ss.).

6.2. Varietätenlinguistische Überlegungen

Außer Frage steht, dass die frühen romanischen Verschriftungen phonographisch ausgerichtet sind. Dies darf allerdings nicht so interpretiert werden, dass die frühen Dokumente einfache Reflexe des gesprochenen Romanisch wären. Der Begriff *gesprochenes Romanisch* bezieht sich ja nur in medialer Hinsicht auf ein eindeutig abgegrenztes, homogenes Phänomen, nämlich phonisch realisierte Sprache. Varietätenlinguistisch gesehen, handelt es sich dagegen um ein Bündel von Varietäten, denn selbst die kleinste, lokal extrem begrenzte Sprechergemeinschaft wird eine interne – sozial und situationsbedingte – interne Variation der Volkssprache kennen. Für die Autoren / Schreiber der ersten Dokumente stellt sich daher nicht nur die Frage, nach welchen Prinzipien sie verschriften sollen, sondern auch die, auf welche romanische Varietät sie beim Verfassen der Texte zurückgreifen sollen.

In den Texten, die dem Bereich der formellen, nicht alltäglichen Kommunikation («kommunikative Distanz», Koch / Oesterreicher 1994, 587 ss.) zuzuordnen sind – es handelt sich hierbei um die Mehrzahl der frühen Dokumente –, können die Verfasser nicht auf die Alltagssprache zurückgreifen, sondern müssen davon distanzierte Varietäten wählen bzw. erst einmal schaffen. Dies gilt selbstverständlich nicht nur für überregional ausgerichtete literarische Texte, sondern auch für Texte mit lokal begrenztem Kommunikationsradius wie Urkunden, Stadtchroniken etc. Gerade in den Anfängen der Verschriftlichung werden die Verfasser diese Varietäten sogar erst formen müssen, denn die Verwendung des Romanischen in der distanzsprachlichen Kommunikation ist durch die überstarke Präsenz des Lateins in diesem Bereich noch unterentwickelt. Die Verschriftung / Verschriftlichung der romanischen Sprachen ist daher in jedem Fall vom Ausbau distanzsprachlicher Varietäten und damit von einer Zunahme der inner-sprachlichen Variation begleitet (ib., 590 ss.; → auch Art. 10). Bei der Formung distanzsprachlicher Varietäten hat man vielfach auf die traditionelle Schriftsprache Latein zu-

rückgegriffen. In vielen der frühen Texte sind bekanntlich eine ganze Reihe eindeutiger Latinismen zu beobachten (cf. etwa zu den Straßburger Eiden Nelson 1965), und auch noch später ist der Einfluss des Lateinischen auf die Verschriftlichung der romanischen Sprachen unübersehbar (Raible 1996). Strittig ist, inwieweit ein anderes Mittel der Distanzierung in den mittelalterlichen romanischen Dokumenten zum Tragen kam: die Formung von Schreibtraditionen (Skriptae), die an überregionalen Koinéformen, etwa einer epischen Tradition (cf. Hilty 1968) bzw. überregional prestigebesetzten 'Dialekten', etwa dem von Paris, orientiert sind. Die Frage kam auf, als es sich als äußerst problematisch erwies, die altfranzösischen (literarischen und nichtliterarischen) Manuskripte nicht nur nach externen, sondern auch nach sprachlichen Kriterien zu lokalisieren und einem der altfranzösischen Dialekte exakt zuzuordnen (cf. dazu Cerquiglini 1991, 103ss.). Die Frage dürfte, trotz einer intensiven skriptologischen Forschung zum Altfranzösischen (cf. etwa Dees 1985; Goebel 1991; Gossen 1979; Pfister 1993), weiterhin klärungsbedürftig sein; es wird sich dabei als notwendig erweisen, den dialektologischen Rahmen zu sprengen und verstärkt varietätenlinguistische und kommunikationspragmatische Gesichtspunkte zu berücksichtigen (cf. Völker 2003).

7. Literatur

- Beinke, Christiane / Rogge, Waltraud, *Französisch: Geschichte der Verschriftung*, in: LRL 5/1 (1990), 471–493.
- Bäumli, Franz, *The Theory of Oral-Formulaic Composition and the Written Medieval Text*, in: Foley, John Miles (ed.), *Comparative Research on Oral Traditions. A Memorial for Milman Parry*, Columbus (OH), 1987, 29–45.
- Berschin, Helmut / Berschin, Walter, *Mittelalter und Romanisch*, ZrP 103 (1987), 1–19.
- Berschin, Helmut / Felixberger, Josef / Goebel, Hans, *Französische Sprachgeschichte. Lateinische Basis. Interne und externe Geschichte. Sprachliche Gliederung Frankreichs*, München, 1978.
- Blasco Ferrer, Eduardo, *Les plus anciens monuments de la langue sarde*, in: Selig / Frank / Hartmann 1993, 109–148.
- Böhmer, Heiner, *Zur Morphosyntax des frühen Romanischen auf der iberischen Halbinsel (800–1250)*, unveröffentl. Habilitationsschrift, Freiburg, 1998.
- Cerquiglini, Bernard, *La naissance du français*, Paris, 1991.
- Cornagliotti, Anna, *Italienisch: Geschichte der Verschriftung*, in: LRL 4 (1988), 379–392.
- Dees, Anthonij, *Dialectes et scriptae à l'époque de l'ancien français*, RLIR 49 (1985), 87–117.
- Ehler, Christiane / Schaefer, Ursula (eds.), *Verschriftung und Verschriftlichung. Aspekte des Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen*, Tübingen, 1998.
- Fassò, Andrea / Menoni, Viviana, *Grafia e pronuncia nei 'Giuramenti di Strasburgo' e nei 'Placiti campani'*, MedRom 7 (1989), 3–21.
- Folena, Gianfranco, *Textus testis: caso e necessità nelle origini romanze*, in: Branca, Vittore (ed.), *Concetto, storia, miti e immagini del Medio Evo*, Firenze, 1973, 483–507.
- Frank, Barbara, *Varianten, Fortsetzungen, Neubearbeitungen. Zur Textgeschichte des Conte del Graal von Chrétien de Troyes*, in: Tristram, Hildegard L.C. (ed.), *Text und Zeittiefe*, Tübingen, 1994, 117–148.
- , *Convenientia und Treueeid in ihrem soziokulturellen Kontext. Ein Fallbeispiel zum Texttypenwandel*, in: Tophinke, Doris / Michaelis, Susanne (eds.), *Texte – Konstitution, Verarbeitung, Typik*, München, 1996, 17–33.
- Frank, Barbara / Hartmann, Jörg, *L'«Inventaire systématique des premiers documents des langues romanes». Présentation d'une publication préparée par le SFB 321*, in: Selig / Frank / Hartmann 1993, 31–37.
- / –, *Inventaire systématique des premiers documents des langues romanes*, 5 vol., Tübingen, 1997.
- Frank, Barbara / Haye, Thomas / Tophinke, Doris (eds.), *Gattungen mittelalterlicher Schriftlichkeit*, Tübingen, 1997.
- Frank-Job, Barbara, *Zum schriftkulturellen Ausbau des Französischen (9.–13. Jh.)*, unveröffentl. Habilitationsschrift, Freiburg, 1998.
- Goebel, Hans, *Quelques réflexions sur la scriptologie*, in: ACILPR XVIII/3, (1991), 706–709.
- Gossen, Carl Theodor, *Méditations scriptologiques*, CCM 22 (1979), 263–283.
- Hasenohr, Geneviève, *Traductions et littérature en langue vulgaire*, in: Martin, Henri-Jean / Vezin, Jean (eds.), *Mise en page et mise en texte du livre manuscrit*, Paris, 1990, 231–352.
- Hilty, Gerold, *La Séquence de Sainte Eulalie et les origines de la langue littéraire française*, VR 27 (1968), 4–18.
- Holtus, Günter, *Rezension zu Frank / Hartmann 1997*, ZrP 115 (1999), 502–510.
- Keller, Rudi, *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*, Tübingen, 21994.
- Koch, Peter, *Pour une typologie conceptionnelle et médiale des plus anciens documents / monuments des langues romanes*, in: Selig / Frank / Hartmann 1993, 39–81.

- Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf, *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*, Tübingen, 1990.
- / –, *Schriftlichkeit und Sprache*, in: HSK 10/1 (1994), 587–604.
- Kramer, Johannes, *Verschriftungsarten und -tendenzen in der Romania*, in: LRL 2/1 (1996), 584–597.
- Lapesa, Rafael, *Historia de la lengua española*, Madrid, 1988.
- Liver, Ricarda, *Le démonstratif dans la version interlinéaire d'Einsiedeln. Post scriptum: Le passage à l'écrit du romanche des Grisons au XIV^e siècle*, in: Selig / Frank / Hartmann 1993, 181–191.
- Luckmann, Thomas, *Allgemeine Überlegungen zu kommunikativen Gattungen*, in: Frank / Haye / Topfink 1997, 11–17.
- Lüdtke, Helmut, *Die Entstehung romanischer Schriftsprachen*, VR 23 (1964), 3–21; Wiederdr. in: Kontzi, Reinhold (ed.), *Zur Entstehung der romanischen Sprachen*, Darmstadt, 1978, 386–409.
- Martin, Henri-Jean, *Histoire et pouvoirs de l'écrit*, Paris, 1988.
- Micha, Alexandre, *Überlieferungsgeschichte der französischen Literatur des Mittelalters*, in: Ineichen, Gustav (ed.), *Geschichte der Textüberlieferung*, Zürich, 1964, vol. 2, 189–259.
- Meisenburg, Trudel, *Romanische Schriftsysteme im Vergleich. Eine diachrone Studie*, Tübingen, 1996.
- Monfrin, Jacques, *Des premiers apparitions du français dans les manuscrits à la constitution des grands recueils des XIII^e – XIV^e siècles*, in: Baumgartner, Emmanuèle / Boulestreau, Nicole (eds.), *La présentation du livre*, Paris, 1987, 295–311.
- Nelson, H.L.W., *Die Latinisierungen in den Straßburger Eiden*, VR 25 (1966), 193–226.
- Oesterreicher, Wulf, *Zur Fundierung von Diskurs-traditionen*, in: Frank / Haye / Topfink 1997, 19–41.
- Petrucchi, Livio, *Il problema delle Origini e i più antichi testi italiani*, in: SLIE 3 (1993), 5–73.
- Pfister, Max, *Scripta et koinè en ancien français aux XII^e et XIII^e siècles?*, in: Knecht, Pierre / Marzys, Zygmund (eds.), *Ecriture, langues communes et normes*, Genève, 1993, 17–41.
- Raible, Wolfgang, *Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer und textlinguistischer Sicht*, Poetica 12 (1980), 320–349.
- , *Relatinisierungstendenzen*, in: LRL 2/1 (1996), 120–134.
- Renzi, Lorenzo, *Nuova introduzione alla filologia romanza*, Bologna, 1985.
- Ruh, Kurt, *Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption der Literaturgeschichte*, in: id. (ed.), *Überlieferungsgeschichtliche Prosafor-schung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung*, Tübingen, 1985, 262–272.
- Sabatini, Francesco, *Dalla 'scripta latina rustica' alle 'scripte' romanze*, StM 9 (1968), 320–358.
- Schlieben-Lange, Brigitte, *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*, Stuttgart, 1983.
- Schmid, Beatrice, *Spanisch: Geschichte der Verschriftung*, in: LRL 6/1 (1992), 414–427.
- Segre, Cesare, *Des vies de saints aux chansons de geste: techniques et centres culturels*, in: Société Rencesvals. VI^e Congrès international (Aix-en-Provence, 29 août – 4 septembre 1973), Aix-en-Provence, 1974, 303–313.
- Selig, Maria, *Die Entwicklung der Nominaldeterminanten im Spätlatein. Romanischer Sprachwandel und lateinische Schriftlichkeit*, Tübingen, 1992.
- , *Le passage à l'écrit des langues romanes – état de la question*, in: id. / Frank / Hartmann 1993, 9–27 (= 1993a).
- , *Parodie et protocole – l'importance de la 'citation' pour les premiers documents des langues romanes*, in: id. / Frank / Hartmann 1993, 91–108 (= 1993b).
- , *Aneignungen der Schrift. Mediengeschichtliche Aspekte des romanischen Mittelalters*, LiLi 26/103 (1996), 6–19 (= 1996a).
- , *Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Bereich der trobadoresken Lieddichtung*, in: Röcke, Werner / Schaefer, Ursula (eds.), *Mündlichkeit – Schriftlichkeit – Weltbildwandel. Literarische Kommunikation und Deutungsschemata von Wirklichkeit in der Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Tübingen, 1996, 9–37 (= 1996b).
- , *'Mündlichkeit' in mittelalterlichen Texten*, in: Gleßgen, Martin-Dietrich / Lebsanft, Franz (eds.), *Alte und neue Philologie*, Tübingen, 1997, 201–225.
- Selig, Maria / Frank, Barbara / Hartmann, Jörg (eds.), *Le passage à l'écrit des langues romanes*, Tübingen, 1993.
- Tillmann-Bartylla, Dagmar, *Höfische Welt und Geschichtsbedürfnis: Die anglo-normannischen Verschroniken des XII. Jahrhunderts*, in: Gumbrecht, Hans Ulrich / Link-Heer, Ursula / Spangenberg, Peter Michael (eds.), *Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters*, vol. 11/1–3: *La littérature historiographique des origines à 1500. Partie historique*, Heidelberg, 1986, 313–350.
- Topfink, Doris, *Handelstexte. Zu Textualität und Typik kaufmännischer Rechnungsbücher im Hanseraum des 14. und 15. Jahrhunderts*, Tübingen, 1999.
- Uytfanghe, Marc van, *The consciousness of a linguistic dichotomy (Latin – Romance) in Carolingian Gaul: the contradictions of the sources and of their interpretation*, in: Wright, Roger (ed.), *Latin*

and the Romance languages in the Early Middle Ages, London, 1991, 114–129.

Völker, Harald, *Skripta und Variation. Untersuchungen zur Negation und zur Substantivflexion in altfranzösischen Urkunden der Grafschaft Luxemburg (1237–1281)*, Tübingen, 2003.

Winkelmann, Otto, *Portugiesisch: Geschichte der Verschriftung*, in: LRL 6/2 (1994), 472–498.

Wright, Roger, *Late Latin and Early Romance in Spain and Carolingian France*, Liverpool, 1982.

Wunderli, Peter, *Die ältesten romanischen Texte unter dem Gesichtswinkel von Protokoll und Vorlesen*, VR 24 (1965), 44–63.

Zumthor, Paul, *Documents et monuments. A propos des plus anciens textes de langue française*, RSH 25 (1960), 5–19.

–, *La lettre et la voix. De la 'littérature' médiévale*, Paris, 1987.

Maria Selig, Regensburg

172. Histoire de la langue littéraire standard: roumain Geschichte der Literatur- und Standardsprache: Rumänisch

1. Le concept de langue littéraire à travers les différentes époques: langue littéraire écrite et parlée
2. Les normes littéraires
3. Etat des sources et de la recherche
4. Importance des différentes sortes de textes selon les époques
5. Opinions sur la genèse de la langue littéraire
6. Influences extérieures à travers les différentes époques
7. Le langage standard dans la conception des linguistes roumains
8. Influence de la langue littéraire sur les diverses couches sociales
9. Bibliographie

1. Le concept de langue littéraire à travers les différentes époques: langue littéraire écrite et parlée

Utilisée déjà depuis la première moitié du XIX^e s., le syntagme *langue littéraire* a été défini différemment à diverses époques. Ce fait a déterminé une certaine confusion terminologique qui a empêché, jusqu'à un certain point, le progrès des études concernant le roumain littéraire.

1.1. Une première acception de la langue littéraire est celle de 'langue écrite'. Le signe d'égalité placé entre les deux syntagmes (langue littéraire = langue écrite) part de la conviction que la langue littéraire est, par excellence, une langue écrite, qui sert à exprimer une littérature (le terme de *littérature* étant compris, d'un cas à l'autre, dans un sens plus restreint ou plus large). L'étymologie du mot *littéraire* (< lat. LITTERA) encou-

rageait une telle interprétation et se rattachait, en fait, à son origine (Jordan 1954a, 154). En sa qualité de langue écrite la langue littéraire s'opposait à la langue parlée.

La distinction qu'on a commencé à faire dans la philologie et dans la linguistique roumaine entre les textes littéraires et les textes non-littéraires a abouti à mettre en doute la légitimité d'un pareil point de vue: étant donnée l'existence de certains textes non-littéraires et d'autres textes littéraires, une distinction s'imposait entre la langue écrite et la langue littéraire écrite.

1.2. Pendant longtemps on a considéré (et de nos jours les non-spécialistes le croient encore) que la notion de langue littéraire doit être identique à celle de langue de la littérature artistique (des belles-lettres). Il s'agit, comme on peut le remarquer, d'une acception restrictive (au fond pseudo-étymologique) accordée au syntagme dont nous nous occupons. Parce qu'elle servait de moyen d'expression de la littérature artistique, la langue littéraire devait être, naturellement, la création des écrivains et, en particulier, des grands écrivains. L'idée qu'Eminescu a créé le roumain littéraire a été souvent exprimée, non seulement par les spécialistes en littérature roumaine, comme Călinescu (1950, 79–91), mais aussi par des linguistes. Une conséquence de cette façon d'envisager les problèmes est la manière dont on a longtemps conçu les histoires de la langue littéraire: à l'exception de quelques exposés, en général sommaires, sur l'évolution des styles non-artistiques du roumain littéraire ou sur le procès de la constitution

